



## Introitus

Am Beginn des Jahres 2014 haben Sie die Nr. 1 unserer Zeitschrift in Ihren Händen. Die Redaktion hofft darauf, Ihnen auch im kommenden Jahr Anregungen zu geben, wie Sie mit unserer Kirche leben und umgehen können.

Ein Leserbrief, der uns zum Jahreswechsel erreicht hat, ermutigt uns, obwohl er eine Kündigung enthält.

„Mit Bedauern – und aus Altergründen – kündigt ich hiermit den Bezug Ihrer weiterhin nützlichen und wertvollen Zeitschrift *imprimatur* zum Ende des Jahres. Ich habe Ihre kritische Zeitschrift als Religionslehrer am Gymnasium immer gern benutzt. Sie ist auch „echt katholisch“, insofern sie auch bei überreifen Tatbeständen immer noch zu Geduld und Verständnis einer zu starr gewordenen Institution beizutragen versucht.

Es wäre aber heute nötig, an jeder passenden Stelle zu betonen, dass ein Abnehmen unserer katholischen Bevölkerung – und ganz besonders der Jugend! – von der so verfassten institutionellen Kirche meistens oder überwiegend ekkesiogene Gründe hat.

Ich wünsche Ihnen weiterhin eine erfolgreiche Redaktionsarbeit, mit freundlichen Grüßen, NN.

Solche und ähnliche Briefe erhalten wir das ganze Jahr über. Mit *imprimatur* sind auch viele unserer Leserinnen und Leser in die Jahre gekommen (s. *imprimatur*, 47. Jahrgang!).

Daneben wird unsere Zeitschrift auch weiter empfohlen und wir schicken gerne ein Probeexemplar an die uns überlassenen neuen Adressen. So kommen auch Neubestellungen zustande.

Wenn Ihre Einschätzung unserer Zeitschrift ähnlich der des oben abgedruckten Leserbriefes ist, dann bitten wir Sie, uns weiterzuempfehlen.

Auf ein gutes Neues Jahr!

Ihre Redaktion

\*\*\*

Erhard Bertel

## Die Kirchen im Land werden zu verwalteten Gebilden.

### Das Leben vor Ort verkümmert.

Die Bistümer in Deutschland haben einen Weg gefunden, ihre Struktur aufrecht zu erhalten, ohne dass sie dafür mehr Führungskräfte zum Einsatz bringen. Pfarrer A wird krank oder pensioniert oder wird versetzt. Kein Problem. Die Nachbarparfarreien werden Pfarrer B und/oder Pfarrer C zugeordnet. Diese Zuordnung ist beliebig erweiterbar und erhält den wohlklingenden Titel „Gemeinschaft“. Jede dieser neuen Großgemeinschaften wird mit einem „Dank-Gottesdienst“ gefeiert. Zu diesem Gottesdienst kommt ein bischöflicher Abgesandter und betont, dass die Gemeinden vor Ort mit diesem Zusammenschluss befasst waren und ihm formaldemokratisch zugestimmt haben. Die Großgebilde werden sogar als neues und erfolgversprechendes Seelsorgemodell gepriesen.

Manchmal heißt es in den Bistümern achselzuckend: „Was sollen wir denn anders machen“?

*Imprimatur* hat öfters aus der Diözese Poitiers in Frankreich berichtet. Bischof Albert Rouet ist einen ganz anderen Weg gegangen. „Kirche In“ erinnert in seiner Ausgabe 01/2014 unter der Überschrift „Hoffnungszeichen“ an das Vorgehen dieses Bischofs und schreibt:

Dieser frühere Bischof „spricht sich energisch gegen Pfarrzusammenlegungen aus. Als Bischof hat er bewusst vermieden, die Seelsorgestruktur an die immer weniger werdenden Priester anzupassen. Von Großparfarren hält er nichts, denn **„es gibt nur eine Zusammenlegung, die wirklich funktioniert – und das ist der Friedhof“**.

Die zahlreichen übersichtlichen kleinen Gemeinschaften seiner Diözese ließ er von so genannten „Délégués pastorales“ leiten. Jetzt im Ruhestand ist er ein gefragter Vortragender und erhält am 16. März 2014

den Herbert-Haag-Preis „Für Freiheit in der Kirche“.

Das Bistum Trier verfolgt die Strategie der Zusammenlegung, wie auch andere deutsche Bistümer.

Die Innenstadt der Landeshauptstadt Saarbrücken hatte in der Vergangenheit eine Vielzahl von Pfarrgemeinden mit jeweils einem Pfarrer als Leiter, oft auch noch unterstützt von einem oder mehreren Kaplänen. Derzeit sind es nur noch zwei Pfarrer mit Hilfspersonal, die zwei Großgebilde leiten, eine rechts und eine links der Saar. (Ähnlich ist die Konstruktion in Koblenz und anderswo) Um das Gottesdienstangebot aufrecht zu erhalten, greift man schon einmal auf pensionierte Pfarrer zurück. Aber auch das ist nicht die einzige Möglichkeit. Durch die Reduzierung der Anzahl der Gottesdienste können auch die wenigen aktiven Pfarrer das Angebot der Sonntagsgottesdienste aufrecht erhalten. Sieht man einmal davon ab, wie viele Christen durch Alter oder Krankheit keine weiten Wege zum Gottesdienst am Sonntag zurücklegen können, ist die Zahl der Gottesdienste in der Fläche immer noch beachtlich (das wird sich in Zukunft, wenn die heute noch aktiven Pfarrer ausscheiden, natürlich ändern), allerdings mit einer erheblich geschrumpften Zahl von Mitfeiernden. Dabei gibt es, was die Zahl der aktiven Pfarrer angeht, ein Stadt-Land-Gefälle. So ist der Pfarrer und Dechant von Saarbrücken zusätzlich „Pfarrverwalter“ von Gemeinden im Umkreis der Stadt, bis zu 20 km entfernt von seinem Wohnsitz. Ein weiterer Pfarrer aus einem Industrievorort von Saarbrücken ist zusätzlich „Pfarrverwalter“ von weiteren Pfarreien aus dem Umfeld der Hauptstadt. Nur Männer mit Priesterweihe können Pfarrverwalter sein. Nur sie haben die Gabe, Sonntagsmessen mit den Katholiken zu feiern und die Sakramente zu spenden. Selbst Beerdigungen behalten sich Priester vor, da ja oft noch ein „Sterbeamt“ gewünscht ist, also eine Hl. Messe.

Qualifiziert ausgebildete Frauen und Männer, Pastoral- und Gemeindereferenten/innen, werden als Gemeindeleiter/in vor Ort nicht verwendet. Sie, die als Seelsorgerinnen und Seelsorger vom Bischof eingesetzt sind, werden nicht mit Leitungsaufgaben betraut und dürfen nach der Auffassung vieler Kleriker auch am Sonntag keine Gemeindegottesdienste anbieten. Die

alleinigen Kompetenzen von Priestern sollen in diesem Bereich nicht in Frage gestellt werden.

Dagegen heißt es in einer Verlautbarung des Münchener Kreises, eines Zusammenschlusses kritischer Priester:

• **Wir werden möglichst vermeiden, an Sonn- und Feiertagen mehrfach zu zelebrieren oder durchreisende und ortsfremde Priester einzusetzen.**

Besser ein von den Gemeinden selbst gestalteter Wortgottesdienst als Gottesdienste mit ständig wechselnden herbeitelefonierten fremden Priestern.

• **Wir werden uns dafür einsetzen, dass sich unsere Gemeinden weiterhin als „eucharistische Gemeinden“ verstehen und erleben können.**

d.h.: dass **sie** sich auf jeden Fall zur sonntäglichen Feier versammeln können, im Rahmen einer Eucharistiefeier oder eines Wortgottesdienstes (mit oder ohne Kommunionfeier).

• **Wir werden in unseren Gottesdiensten kompetente „Laien“ predigen lassen.**

„Die Kirche kann niemanden mit Charismen beauftragen, sehr wohl aber die mit bestimmten Charismen Beschenkten mit bestimmten Ämtern und Diensten betrauen“. Wir setzen uns dafür ein, dass dies auch wirklich geschieht, auch im Blick auf die Predigerlaubnis für die, die das Charisma wie die Ausbildung dazu haben.

• **Wir werden uns dafür einsetzen, dass jede Pfarrei eine eigene Leitung hat:**

einen Mann oder eine Frau, verheiratet oder unverheiratet, hauptberuflich oder nebenberuflich. Das soll nicht durch Zusammenlegung von Pfarreien möglich werden, sondern durch eine neue Vielfalt von Diensten bzw. von diesen Dienst Ausübenden.

Hintergrund dieser Forderungen ist, dass Kardinal Marx, kurz nach seiner Ernennung als Erzbischof von München, bereits mit der Gemeindeleitung beauftragte (Laien-)Seelsorger(innen) wieder entfernen ließ.

Erstaunlicherweise ist in den verwalteten Großpfarreien-Gebilden der Einsatz der Pfarrsekretärinnen auf eigenartige Weise aufgewertet. Sie sind Ansprechpartnerinnen in den Pfarrbüros und telefonieren sich die Finger wund, um Priester herbei

zu rufen, die Dienste anbieten, die nun einmal nur von „geweihten Priestern“ geleistet werden können.

Am Sonntag zu Beginn der Messe gibt es bei den „Gläubigen“ in den Bänken das große Rätselraten, wer wohl gleich aus der Sakristei herauskommt, um die Messe zu feiern. Die Beerdigungsinstitute bauen sich schon selbst einen „Priesterpool“ auf, auf den sie zurückgreifen können, wenn wieder einmal nur Anrufbeantworter auf ihre Anrufe bei den Pfarrämtern reagieren. Bei Taufgesprächen, Kommunion- und Firmvorbereitung kommen die „Laien-Seelsorger/innen“ in den Blick. Bei der Feier selbst spielen sie wieder keine leitende Rolle, obwohl sie die eigentlichen Bezugspersonen für Mütter, Väter und die Kinder und Jugendlichen sind.

Diese unsinnige Entwicklung spielt bei den Gesprächsangeboten der Bischöfe, auch bei dem Synodenangebot des Bistums Trier, keine vorrangige Rolle. Es geht schon irgendwie weiter. Und in Afrika, Südamerika, und ganz zu schweigen, in Asien sind die Größenverhältnisse und die Entfernungen für das priesterliche Personal unvergleichlich schwieriger und lästiger und die Verkehrsbedingungen viel schlechter, heißt es schon einmal. Wen von den Betroffenen in unseren Pfarreien kann dieser Hinweis trösten? Einmal abgesehen davon, dass z.B. im „katholischen“ Südamerika große Bevölkerungsteile zu Sekten oder Freikirchen wechseln, in deren kleinen und aktiven Gruppen sie eine neue Heimat finden.

Im angrenzenden Luxemburg scheint die Schmerzgrenze erreicht zu sein und sich eine neue Praxis anzubahnen.

Im „Parbréif vun de Parverbänn Réimech an Duelem“, Nr. 17/2014, teilt der Pfarrer und Dechant Marcel Pundel seinen Gemeinden mit, dass der Bischof ihm gesagt hat, er brauche seinen Kollegen Vincent aus dem Pfarrverband anderswo. Er habe dem Bischof spontan ja gesagt, da er doch wisse, in welcher Not der Bischof ist, die Stellen zu besetzen.

Allerdings sei es dann beim letzten Wochenende passiert, dass in dem Pfarrverband zwei Priester krank wurden und keine Messe halten konnten. Die Situation wurde bewältigt, da die drei anderen Pfarrer sich die zusätzlichen sechs Messen aufgeteilt hätten. Sonst wären diese Messen ausgefallen.

Das habe jetzt dazu geführt, dass in der letzten Pastoralversammlung beschlossen worden sei, dass in jeder Kirche vor Ort ein Sonntagsgottesdienst angeboten werde, entweder eine Messe oder ein Wortgottesdienst. Um diesen Plan zu realisieren, ruft der Pfarrer seine Pfarrangehörigen in den Dörfern auf, sich zu einer „Équipe vu Laien“ zusammenzuschließen. Er will auf jeden Fall die Dorfgemeinschaften erhalten. Ein kleiner Schritt gegen die zusammengelegten großflächigen Pfarreiengemeinschaften, die in deutschen Diözesen unsinnigerweise weiterhin favorisiert werden.

\*\*\*

Friedhelm Hengsbach SJ, Nell-Breuning Institut

## **Unsere Zeit in wessen Händen?**

Rebellion gegen den Zugriff lebensfeindlicher Regime

Der bekannte Sozialethiker Friedhelm Hengsbach, emeritierter Professor für Christliche Gesellschaftsethik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt sowie Leiter des Oswald von Nell-Breuning-Instituts, hat sich in seinem jüngsten Buch (Die Zeit gehört uns. Widerstand gegen das Regime der Beschleunigung, Westend Verlag, Frankfurt/M. 2012, 284 Seiten) mit dem Phänomen der gesellschaftlichen Beschleunigung auseinandergesetzt. Bei vielen Menschen macht sich diese als Hektik und ständige Zeitnot bemerkbar, als Überforderung durch die vielen, allzu vielen Aufgaben im beruflichen und privaten Leben. Der offene und latente gesellschaftliche Beschleunigungsdruck, dem die Individuen ausgesetzt sind, wird offenbar immer stärker. Was ist dagegen zu tun?

Hengsbach analysiert das allseits beklagte Phänomen als Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler und macht als Sozialethiker Vorschläge, wie damit gesellschaftlich und

individuell umzugehen wäre. In einem Vortrag beim „Theologischen Quartett Trier“, mitbegründet von Hermann Münzel, hat er am 8. Dezember 2013 seine Überlegungen zusammengefasst. Wir dokumentieren diesen Vortrag in gekürzter, einige Gedankengänge nochmals zusammenfassender Form - mit Dank an den Verfasser für die Erlaubnis zum „Frisieren“ nach eigenem Ermessen und Abdruck. Red. (WM)

## Gründe der Beschleunigung

Ist die wachsende Beschleunigung, die viele Menschen empfinden, ein Naturereignis, ein kollektives Schicksal? Nein, denn die Arbeitsverhältnisse und menschlichen Beziehungen sind das Resultat kollektiver und individueller Entscheidungen. Wo liegen die Gründe des allgemein gestiegenen Lebenstempos? Meine Hypothese lautet: Die informationstechnisch aufgeladenen Finanzmärkte haben seit Beginn des Jahrhunderts einen Megaschub an Beschleunigung erzeugt. Sie sind ein lebensfeindliches Regime, das kaskadenförmig auf vier gesellschaftliche Teilbereiche zugreift: auf die börsennotierten Unternehmen, die staatlichen Entscheidungsprozesse, die Arbeitsverhältnisse und die Privatsphäre.

Warum die Finanzmärkte? - Seit 1973 wurde das Bretton-Woods-Währungssystem aufgekündigt, das 30 Jahre lang eine relativ stabile Finanzsphäre gewährleistet hatte. Als daraufhin der US-\$ drastisch abgewertet wurde, erhöhten die OPEC-Länder dramatisch in Stufen die Rohölpreise. Immense Finanzströme flossen aus den Industrieländern zu den OPEC-Staaten, von dort zurück in das Bankensystem der entwickelten Staaten und anschließend in die Schwellenländer vor allem Lateinamerikas. Um diese bisher ungewohnten Finanzströme zu bewältigen, haben die Banken ein weltweites Netz von Filialen errichtet. Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts haben sich die Finanzmärkte mehr und mehr von der Realwirtschaft abgelöst.

Und warum die neue Technik? - Während der 1990er Jahre hatten junge Unternehmer, die mit der Informations- und Kommunikationstechnik vertraut waren, eine stetige wirtschaftliche Entwicklung versprochen, die von konjunktur- und inflationsbedingten Schwankungen befreit wäre, weil sie die herkömmlichen ökonomischen Gesetze außer Kraft setzen würde. Nach-

dem zu Beginn dieses Jahrhunderts die sog. Technologieblase geplatzt war, eigneten sich die Finanzinstitute die neuen Informations- und Kommunikationstechniken an. So entwickelte sich neben den öffentlich-rechtlich beaufsichtigten Börsengeschäften ein alternativer, außerbörslicher privatrechtlicher Handel mit Wertpapieren und Finanzderivaten, die an den Börsen nicht zugelassen waren. Vor allem jedoch verbreitete sich der elektronische Handel, der mit dem ortsgebundenen Parketthandel scharf konkurrierte, weil er das Volumen und die Geschwindigkeit, mit der Finanzgeschäfte getätigt werden können, unermesslich erhöht hat. Während ein erfolgreicher Börsenhändler etwa fünf Handelsgeschäfte pro Minute abwickeln kann, erledigen automatische Handelssysteme hundert Millionen solcher Geschäfte. Eine besondere Spielart des elektronischen Handels ist der Hochfrequenzhandel. Er bedient sich komplexer ausgefeilter Algorithmen, empfängt und sendet Daten in Echtzeit, wertet Kursänderungen aus, noch während sie sich ereignen, leitet daraus Verkaufs- und Kaufaufträge ab und übernimmt das Risikomanagement.

## Übertragungsfelder

Von den Finanzmärkten wird die Beschleunigung auf börsennotierte Unternehmen, auf die Entscheidungsprozesse der Staaten, auf die Arbeitsverhältnisse und die Privatsphäre übertragen. Börsennotierte Unternehmen werden durch die kollektiven Akteure der Finanzmärkte - Großbanken, Versicherungskonzerne und Investmentfonds - kontrolliert, und zwar über die reine Finanzkennziffer des „shareholder value“. Diese bildet angeblich die zukünftigen, von subjektiven Erwartungen gesteuerten Finanzströme eines Unternehmens ab, die sich in dessen Börsenkursen spiegeln. Sie gelten als informationseffizient und senden folglich authentische Signale der zukünftigen Chancen und Risiken des Unternehmens aus. Die Unternehmen werden als Vermögensgegenstand in der Hand der Anteilseigner betrachtet. Die Manager haben in erster Linie deren Interessen zu bedienen. Die Anliegen der Belegschaften, Kunden und Zulieferer sind bloß nachrangig berücksichtigt. Der Horizont der unternehmerischen Strategie ist extrem kurzfristig. Dazu werden Quartals-

berichte veröffentlicht, die weitere Quartalsgewinne in Aussicht stellen. Staatliche Organe werden von den Finanzakteuren in Geiselnhaft genommen. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte der Vorstandssprecher der Deutschen Bank in einem programmatischen Zeitungsbeitrag die rhetorische Frage gestellt, ob die Finanzmärkte die fünfte Gewalt in der Demokratie seien. Immerhin würden die millionenfachen Entscheidungen der Kapitaleigner den Regierungen authentischer als die vierjährigen Parlamentswahlen signalisieren, was vernünftige Politik sei, nämlich die Löhne moderat sich entwickeln lassen, Steuern und Abgaben senken, die Gewerkschaften in Schach halten und möglichst wenig Umverteilung zulassen. Die rot-grüne und schwarz-rote Koalition in Deutschland sind diesem Rat gefolgt, indem sie die solidarischen umlagefinanzierten Sicherungssysteme deformiert, die Arbeitsverhältnisse entregelt und sich darum bemüht haben, den Finanzplatz Deutschland gegenüber denen in London und New York konkurrenzfähig zu machen. Dazu wurden Hedgefonds und Schattenbanken zugelassen, der Handel mit Finanzderivaten erleichtert und die Kapitalanlagegesellschaften steuerlich begünstigt. Zudem haben die Bankenrettung und das Krisenmanagement der hochverschuldeten peripheren Staaten der Eurozone belegt, wie sehr die Finanzmärkte die Staaten vor sich hertreiben konnten, indem die Teilnehmer der EU-Gipfelkonferenzen darauf achteten, dass ihre Beschlüsse der sog. Stimme der Märkte konform ausfielen.

Je mehr die Unternehmen sich den hegemonialen Ansprüchen der Finanzmärkte unterwarfen und darin von den Regierenden unterstützt wurden, desto stärker sind die Belegschaften und ihre Vertretungen, Betriebsräte und Gewerkschaften, unter Druck geraten. Während die Arbeiterbewegung in den vergangenen Jahren erreicht hatte, die wöchentliche Erwerbsarbeitszeit zu halbieren, der arbeitsfreie Samstag eine veränderte Wochenendkultur hatte entstehen lassen und 1984 der Einstieg in die 35-Stunden-Woche erkämpft worden war, haben die Arbeitgeber durch das Angebot, die individuelle Arbeitszeit zu flexibilisieren, seit Mitte der 1990er Jahre eine Verlängerung der Arbeitszeiten durchsetzen können. Die Zahl der Überstunden, der unbezahlten Mehrarbeit, der Schicht-, Nacht-

und Sonntagsarbeit hat zugenommen. Die wöchentliche Arbeitszeit der Vollzeiterwerbstätigen beträgt derzeit durchschnittlich 42 Stunden. Die Zahl der psychosomatischen Krankmeldungen hat sich in den vergangenen 20 Jahren verdoppelt. Die Grenze zwischen der Erwerbsarbeit und der Privatsphäre ist fließender und durchlässiger geworden. Der in den Betrieben aufgestaute Problemdruck wird in die sog. freie Zeit übertragen und dort abgeladen. Häufig erwarten Vorgesetzte, dass besonders qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter während des Wochenendes erreichbar sind. Zudem erzeugt die asymmetrische Verteilung der hauswirtschaftlichen und handwerklichen Arbeit, der Kinderbetreuung, der häuslichen Altenpflege und des zivilen Engagements häufig Spannungen zwischen Partnern sowie zwischen Eltern und Kindern. Alleinerziehende suchen solche Konflikte zu bewältigen, indem sie die Sorge für das eigene Wohlbefinden und ihr Schlafbedürfnis vernachlässigen. Die unbezahlten privaten Tätigkeiten werden mit einem Schattenpreis versehen, dessen Höhe durch die alternative Übernahme von Erwerbsarbeit, den Einkommensgewinn und die erhöhten Konsumchancen errechnet wird. Je mehr der Stundenlohn in der Erwerbsarbeit steigt, umso größer wird der Zeitdruck für unbezahlte Tätigkeiten in der Privatsphäre.

## „Rätsel“ der Zeit

[Ein Exkurs in die Zeitphilosophie – von Augustinus bis Wittgenstein – kommt zu dem Ergebnis, dass Zeit gesellschaftlich als das Aufeinander-Abstimmen von Handlungsfolgen zu definieren ist.]

Wenn die Erfahrung dessen, was wir mit dem abstrakten Kürzel „Zeit“ ausdrücken, darin besteht, dass wir individuelle oder kollektive Handlungsfolgen aufeinander abstimmen, ist die Frage zu klären, an welchen Ereignis- und Handlungsfolgen wir regelmäßig und normalerweise diese Handlungsfolgen orientieren. Drei solcher Bewegungsabläufe scheinen mir von zentraler Bedeutung zu sein: 1. die natürliche Umwelt, nämlich die Bewegungen der Himmelskörper, 2. die inneren psychosomatischen und mentalen Rhythmen unseres Selbst, und 3. gesellschaftliche Regeln, die in der modernen Gesellschaft Gefahr laufen, sich von den natürlichen und persön-

lichen Taktgebern immer mehr zu entfernen.

Die derzeit wichtigsten Steuerungsformen sind einerseits der Markt - der idealtypisch betrachtet Tauschakte auf gleicher Augenhöhe mit sich bringt, in Wirklichkeit jedoch herrschen asymmetrische Machtbeziehungen vor -, andererseits die staatliche Sphäre - die außer von legitimen jedoch oft auch von nicht legitimierten Machtverhältnissen geprägt ist. Eine egalitär-demokratische Abstimmung gesellschaftlicher Handlungsfolgen kommt durch eine wechselseitige und beteiligungsorientierte Verständigung auf gleicher Augenhöhe zustande, die den bedrängenden Beschleunigungsdruck auf beiden Seiten mindert oder gar beseitigt.

## Normative Orientierung

[Wenn, was wir „Zeit“ nennen, ein Beziehungsverhältnis meint, kann über Zeit nicht wertneutral geurteilt werden, sondern nur normativ. Dies wird in zwei Schritten versucht, zunächst in einer biblischen Besinnung und dann in einer sozial-ethischen Reflexion.]

(Schlussteil folgt)

\*\*\*

Norbert Lüdecke (Bonn)

## Heiligsprechung als Hierarchieschutz?

Sancti „von oben“ statt sancti „von unten“

(Fortsetzung aus Nr. 8/13)

### 4. Sancti „von oben“

#### 4.1. Wo der Geist weht

Alle Heiligkeit wird vom Heiligen Geist bewirkt und kommt insoweit von „ganz oben“. Der Geist weht bekanntermaßen, wo er will (Joh 3,8). Er kann grundsätzlich jeden Katholiken befähigen, seiner allgemeinen Berufung zur Heiligkeit in voll-

kommener Weise gerecht zu werden, er kann besondere Charismen verleihen und dies auch mit der Durchbrechung von Naturgesetzen bestätigen. Ob und wo der Heilige Geist geweht hat, entscheidet in der römisch-katholischen Kirche allein das hierarchische Lehramt, das bedeutet in der Regel und auch bei der Heiligsprechung der Papst. Auch hier spiegelt sich die hierarchische Struktur der Kirche in der Geltungshierarchie der innerkirchlichen Zeugnisse.

### 4.2. Hierarchische Kontrolle der Heiligenmehrung und -ehrung

Die in der Mitte des zweiten Jahrhunderts spontan entstandene Märtyrerverehrung gelangte bereits zwischen dem 3. und 6. Jahrhundert unter die Kontrolle der Bischöfe. Sie verbanden Grab und Altar durch die Überführung von Reliquien. Sie entprivatisierten die Märtyrerverehrung durch ihre Einbeziehung in die bischöfliche Liturgie und die Zurückdrängung privater Gedenkmahlzeiten. Zudem lösten sie die bisherigen (Laien-)Patrone der Kulte ab. Die Entwicklung der Heiligenverehrung spiegelt so früh die der kirchlichen Leitung. Das Engagement der Bischöfe ist verglichen worden mit einem „Elektriker, der ein veraltetes Leitungssystem neu verlegt: Mehr Kraftstrom konnte nur durch stärkere, besser isolierte Kabel zum Bischof als dem Leiter der Gemeinde fließen“. Es begann die lange Periode der bischöflichen oder (lokal)synodalen Heiligsprechung. Sie geschah durch die Überführung (*translatio*) oder Erhebung (*elevatio*) der Reliquien bzw. deren Billigung. Seit 993 sind parallel Kanonisationen unter lokal initiiertem Beteiligung der Päpste belegt, bevor Papst Gregor IX. im *Liber extra* 1234 dem Papst die Billigung aller Kanonisationen *de iure* reservierte. Die unmittelbaren praktischen Folgen waren gering, ein sonderliches Interesse der Päpste an Heiligsprechungen oder konzertierter Durchsetzung ihres Vorbehalts ist nicht festzustellen.

Das änderte sich nach dem Konzil von Trient. Zunächst hatte Papst Sixtus V. 1588 im Zuge seiner Kurienreform auch die Ritenkongregation errichtet, zu deren Arbeitsschwerpunkten zunehmend die Verfahren zur Heiligsprechung gehörten. Wichtiger war aber, dass sich die Heilige Inquisition für die nachtridentinisch zu-

nehmenden Heiligsprechungsbiten interessierte. 1625 kehrte sie per Dekret das bisherige Prinzip „Keine Heiligsprechung ohne Verehrung“ um und verbot jede öffentliche Verehrung ohne vorherige Erlaubnis des Papstes, außer sie bestehe seit mindestens 100 Jahren. Um die Befolgung ihres Dekrets abzusichern, formulierte sie 1634 jenes Breve Papst Urbans VIII., wonach ein Verfahren erst begonnen wurde, nachdem in einem eigenen Prozess „super non cultu“ die Einhaltung der Offiziums-Dekrete nachgewiesen war. Gegen eine als ausufernd bewertete Frömmigkeit und die Tendenz „Jedem seinen Heiligen“ wurden die präventive Frömmigkeitskontrolle und die Möglichkeit der Selektion der Kandidaten eingeführt und sanktioniert. Damit war aus der frühen klerikal-episkopalen Kontrolle des Heiligenkults eine primatiale geworden.

Entsprechend unterliegen auch heute die Kriterien der Heiligkeit primatial-lehramtlicher Fest- und Auslegung, ist ihr Nachweis primatial normiert, wird ihr Vorliegen vom unfehlbaren Lehramt des Papstes festgestellt. Es zeigt sich: Die Geschichte der Entstehung, Stabilisierung und Zentralisierung der römisch-katholischen Ständekirche lässt sich auch im Ekklesiolekt der Heiligenmehrerung erzählen.

### 4.3. Glaubenssinn unter Führung des Lehramts

Heiligsprechungen werden oft als Beleg für die Bedeutung des *sensus fidei* der Gläubigen genannt. Zutreffend geschieht dies aber nur, solange der Eindruck vermieden wird, es ginge dabei um eine Art plebiszitärer Instanz im Gegenüber zur Hierarchie. Der Glaubenssinn des Gottesvolkes ist katholisch wie nach der Lehre des II. Vatikanums immer der eines hierarchisch unter dem Papst und seinen Bischofsbeamten strukturierten Volkes. Nur unter Einschluss und unter der Führung des Lehramts ist der Glaubenssinn untrüglich (LG 12).

Natürlich steht am Anfang oft das soziale Phänomen einer spezifischen kollektiven Wahrnehmungserinnerung an einen verstorbenen Katholiken. Ihre Bedeutung ist rein initial, informativ und fördernd. Ob und was sie für die Heiligsprechung gilt, wird bereits in der Sammlungsphase des Verfahrens hierarchisch überprüft:

- Vor der Eröffnung des Verfahrens muss der Bischof prüfen, ob das vom Postulator Dokumentierte eine „echte“ *fama* ist, d. h. spontan und nicht künstlich, etwa aus materiellen oder spirituellen Motiven hervorgerufen, und getragen von im Urteil des Bischofs glaubwürdigen, d.h. ehrenhaften, bedeutsamen und auch durch sittliche Lebensführung qualifizierten Personen, ob sie zeitlich beständig und dauerhaft ist, also nicht nur sporadisch und mit Unterbrechungen besteht, bei einem wesentlichen Teil des Gottesvolkes im Lebens- und Wirkungskreis des Kandidaten verbreitet ist und zu einer angemessenen, aber nicht liturgischen Verehrung und Anrufung geführt hat.
- Die Eröffnung des Verfahrens muss der Bischof bekannt geben (Aushang in der Bischofskirche oder Publikation im Amtsblatt) und die Gläubigen auffordern, nützliche Angaben über die Causa zu machen. Was inwiefern nützlich ist, entscheidet der Bischof.
- Er kann die Zahl der Zeugen begrenzen oder erweitern.
- Er prüft die Eignung aller Verfahrensbeteiligten und lässt sie zu.
- Er muss eine Zeugeneinschätzung an die Kongregation liefern.

Der Hierarchie obliegt es damit, Anlass zu nehmen und Relevanz zu verleihen. Gläubige haben das Recht, den Hirten vor allem geistliche Anliegen zu eröffnen. Im Heiligsprechungsverfahren gibt es zudem das Recht auf Prüfung des Anliegens und auf eine Antwort des Hirten, denn zur Ablehnung des Verfahrens braucht es ein begründetes Dekret des Bischofs. Ein Recht auf Heiligsprechung oder Einleitung eines Verfahrens oder ein Veto gegen eine beabsichtigte Heiligsprechung gibt es nicht. Nach allgemeinem Recht können Hierarchen Laien, die sie für geeignet halten, für kirchliche Ämter und Aufgaben sowie als Gehilfen wie Gutachter und Konsultoren heranziehen. Entsprechend können Laien, Männer und Frauen, auch im Heiligsprechungsverfahren mit einer Aufgabe betraut und zum Akteur, Postulator, Notar und Kopist, Gutachter und Konsultor bestellt werden. Verfahrensführung und -kontrolle bleiben indes in Priesterhand, die Beurteilung bei der Kongregation obliegt Kardinälen und anderen Bischöfen, die Entschei-

dung allein dem Papst. Es gilt: Die übrigen Gläubigen fungieren als Heiligkeitsdetektoren. Ob ihr „Ausschlag“ einen wertvollen Fund anzeigt oder ein Fehlalarm war, entscheidet die Hierarchie, in letzter Instanz der Papst.

#### 4.4. Politik der Heiligsprechung

Ausweislich der Kanonisierungsformel verkündet der Papst Heiligsprechungen nicht nur „zu Ehren der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit“, sondern auch „zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum des christlichen Lebens“. Deshalb muss der Diözesanbischof vor Annahme des Gesuchs die kirchliche Bedeutung der Causa sicherstellen und – wie erwähnt – die Meinung der Bischofskonferenz über die Opportunität einholen. Dies illustriert eine weitere obrigkeitliche Eigenart der Heiligsprechung: Nicht jedes heilige Leben wird zur Ehre der Altäre erhoben, sondern nur jenes, von dem die Kirche einen spirituellen Nutzen für die Gläubigen erwartet, klassisch nach dem Grobraster der Verdienste um die Kirchenlehre, die Mission oder in bestimmten Bereichen des religiösen Lebens, wie Glaubensstärkung oder Papstergebenheit, aktuell eher nach dem Kriterium einer zeitgemäßen Heiligkeit. In einer als (Un-)Kultur des Todes, der Euthanasie, des Alkohols und der Drogen, des Niedergangs der Familie und der Genmanipulation empfundenen Zeit wird empfohlen, die Kandidatensuche auf medizinische und soziale Handlungsfelder sowie auf Familienväter und -mütter zu konzentrieren. Der Postulator darf sich nicht als Interessenvertreter einer *pressure group* verstehen, sondern muss im obersten Interesse der Kirche handeln und auch Hinderliches mitteilen. Und schließlich wird dem Bischof empfohlen, der Kongregation vor Beginn des Verfahrens die kirchliche Bedeutung der Causa darzulegen und ihr *Nihil obstat* einzuholen. Berichtet wird, manchmal erteile sie es einfach, bisweilen weise sie auf zu lösende Schwierigkeiten hin oder erkläre ein unüberwindbares Hindernis.

Es zeigt sich glaubens- und ekklesio-konform: Die Heiligen kommen auch kirchlich von oben. Die Heiligsprechung ist ein Akt primatialer und damit absolut souveräner Regulation und Dezision. Der Papst kann auch dann, wenn ihm ein Diener Gottes empfohlen wurde und er an dessen Marty-

rium oder heroischer Tugendhaftigkeit keinen Zweifel hat, aus Gründen der Kirchenräson davon absehen, ihn im Buch der Heiligen zu registrieren. Kirchenheilige sind Papstheilige.

## 5. Funktionen der Heiligsprechung

Papst Johannes Paul II. hat das Verfahren zur Heiligsprechung in den ersten Jahren seines Pontifikats reformiert und fast doppelt so oft Heiligsprechungen vorgenommen wie alle seine Vorgänger seit der päpstlichen Reservation zusammen (482 Heiligsprechungen, 1338 Seligsprechungen). Sein Nachfolger führt dies weiter. Das geschähe nicht, wären Heiligsprechungen für die Kirche nutzlos. In der Tat eröffnen sie der Kirche vielfältige Chancen.

### 5.1. Frömmigkeitschancen

In religionsoziologischer Sicht halten Heiligsprechungen Symbolmaterial bereit, das die Möglichkeiten zur Interaktion mit der Transzendenz erweitert. Im 19. Jahrhundert gehörte die Pflege der Heiligenverehrung zum amtskirchlichen Strategiereservoir, um verlorenes Terrain in der Massenbindung durch gezielte Mobilisierung religiösen Potentials der Mitglieder gutzumachen. Personalisierung und Veranschaulichung popularisieren abstrakte Heiligkeit. Auch nach heutigem amtlichem Selbstverständnis können die katholischen Gläubigen u. a. in der Heiligenverehrung ihrer Rechtspflicht nachkommen, „je nach ihrer eigenen Stellung ... ein heiliges Leben zu führen sowie das Wachstum der Kirche und ihre ständige Heiligung zu fördern.“ Sie sollen der in der Taufe geschenkten Teilhabe an der wahren, wenngleich „unvollkommenen Heiligkeit“ der Kirche, des „heiligen Volkes Gottes“ (LG 48), der im Glaubensbekenntnis bekannten „Gemeinschaft der Heiligen“ und ihrer „Heiligungsaufgabe“ (Buch IV des CIC) bestmöglich gerecht werden. Alltägliche Mittel der Heiligung (Lobpreis Gottes und Öffnung für die Heiligung durch Gott) sind das Gebet, Buß- und Caritaswerke und die Volksfrömmigkeit als private Handlungen in der Kirche. Auf besondere Weise wird die Heiligungsaufgabe erfüllt in der Liturgie, d. h. in den öffentlichen, von der Autorität gebilligten und in ihrem Namen und Auftrag (*deputatio*



durch Taufe und ggf. kirchliche Beauftragung) vollzogenen Handlungen der Kirche (*cultus publicus*). Dazu zählen die Heiligen-, Bilder- und Reliquienverehrung, die eigens empfohlen werden. Nicht nur am Hochfest Allerheiligen und an Heiligengedenk- und Festtagen prägen Heilige die Messe und das Stundengebet, ggf. ergänzt durch volksfromme Formen wie Prozessionen und Benediktionen (z. B. Blasiusessen). Sie kommen in jeder Eucharistiefeyer vor, das alte amtliche und schlichte Bittgebet der Allerheiligenlitanei soll gepflegt werden, jeder Altar soll eine Reliquie eines Heiligen enthalten. Die Heiligen vermehren durch ihre Werke und Fürbitten jenen Kirchenschatz, aus dem die Kirche kraft ihrer Binde- und Lösegewalt via Ablass Sündenstrafen erlassen und so den Aufenthalt der armen Seelen im Fegefeuer verkürzen kann. Auch die volksfromme Heiligenverehrung wird amtlich gefördert und zugleich kontrolliert.

Liturgie ist Darstellung der Kirche als *communio hierarchica*. Wie etwa im inszenatorischen Setting jeder Eucharistiefeyer die nach Standeszugehörigkeit und Geschlecht verschiedene *participatio actuosa* in Kleidung, Gesten, Raumaufteilung und -nutzung (*spacing*) und Redeanteilen identitätsstützend vor Augen geführt wird, so erweist sich auch der Lobpreis Gottes in der Verehrung der vom Papst gekürten sancti „von oben“ als je gleichzeitige Affirmation der Papstkirche.

## 5.2. Leitbildsteuerung

Die Souveränität des Papstes bei der Heiligenauswahl bietet die Chance der Leitbildsteuerung. Welche Heiligkeitsmodelle favorisiert werden, welche Tugenden (Demut, Gehorsam), Doktrinen (zu Wesen und Aufgabe der Frau, Lebensschutz, Sexualmoral), religions- oder konfessionspolitische Aspekte, „Typen“ (Laien, Missionare) und Gruppierungen durch vorbildhafte Verkörperungen unterstützt werden, entscheidet der Papst.

## 5.3. Medienchancen

Die Heiligsprechungsfeierlichkeiten sind fester und vermehrt nachgefragter wie angebotener Bestandteil des katholischen Event-Spektrums. Feierlicher primatialer Akt, tausende Pilger und „begeisterter Applaus ... vom Petersplatz bis zur Engels-

burg“ sowie die Fahrt mit dem Papa-Mobil durch die Menge können dazu gehören und finden entsprechend Medieninteresse und promemoriale Aufbereitung. Die Kirche erkennt das Mobilisierungspotential des Massenphänomens „Wundergläubigkeit“ und überlässt es nicht außer- und innerkirchlichen Konkurrenten. Wie Weltjugendtage und Eucharistische Weltkongresse zeigt sich die Heiligsprechung als „legitimatischer[r] Event, der auf der – medial vermittelten – Bühne der Weltgesellschaft einen ganz bestimmten Typus der Religion, nämlich die papstzentrierte *Communio hierarchica* der römisch-katholischen ‚Priesterkirche‘ repräsentiert“ – Repräsentation vor der Öffentlichkeit statt durch die Öffentlichkeit.

## 5.4. Demokratiekomensation

Die amtlich geförderte Tendenz zur Eventisierung im Großen wie im Kleinen (regionale/lokale Heiligenverehrung, Katholiken- und andere Themen-Tage, internationale Eucharistische Kongresse, Umbau von Akademieprogrammen) erfüllt in kirchensoziologischer Sicht eine weitere Funktion. Die römisch-katholische Sozialgestalt der Kirche als einer klerikalen Wahlmonarchie droht in der immer verbreiteteren liberaldemokratischen Umwelt isoliert zu werden. Zu den kirchlichen Versuchen, das unaufgebbare Binnenverbot der Demokratie zu kompensieren, werden auch die Eventisierung und die Vermehrung der Heiligen etwa um Laien gezählt. Die Kirche schafft in der Sozialgestalt des Events und mit einer ausgewogenen Heiligsprechungs politik strukturell ungefährliche Partizipationsmöglichkeiten. Es gilt: Mitfeiern statt Mitbestimmen. Strukturforderungen werden mit organisierter Erinnerungsspiritualität beantwortet.

## 5.5. Auffrischung des Papstcharismas

Diese Beobachtungen lassen sich wiederum kirchensoziologisch noch einmal erhellend bündeln. Die katholische Kirche trägt alle Merkmale des Rechtsbegriffs einer Anstalt und kann im kanonistischen Sinn zutreffend definiert werden als „die von Jesus Christus für die Menschen aller Zeiten und Länder gestiftete ständisch und hierarchisch gegliederte Heilsanstalt“. Damit entspricht sie ihrem Selbstverständnis nach

weitgehend dem von Max Weber nicht von ungefähr wohl an ihr geformten Idealtyp einer hierokratischen Anstalt. Nach Weber ist es besonders der katholischen Kirche gelungen, das mit dem Tod Jesu vom Untergang bedrohte Charisma durch Entpersonalisierung (Abkoppelung von der Person) zum Amtcharisma (Ankoppelung an das Amt) umzubilden und so auf Dauer zu stellen. Das Amtcharisma bewältigt die beiden großen Anforderungen, die die Kirchenanstalt gerecht werden muss: Legitimation und Gnadengewissheit. Person und Amt wurden getrennt, das Christus-Charisma in das Nachfolge-Charisma umgebildet, an das Amt geknüpft und in der Weihe als charismatische Qualifikation rückübertragen und weitergegeben. Diese bleibt und wirkt unabhängig von der moralischen Qualität der Person. Das Charisma wird so konserviert, stabilisiert und auch für die Laien verlässlich gemacht. Auch ohne persönliche Heiligkeit erhalten sie verlässlichen Zugang zu den Heilsgütern. Das Monopol auf ihre Spendung und Versagung legitimiert und stabilisiert zugleich die hierokratische Gnadenanstalt. Diese Versachlichung und Entpersonalisierung hat ihre Schattenseite. Mit dem Sicherheitsbedürfnis konkurriert das religiöse Bedürfnis nach persönlicher Glaubenserfahrung. Die Repräsentation Christi droht selbst beim Stellvertreter Christi durch Rationalisierung und Bürokratisierung zu verblassen. Dies kann die Legitimation der päpstlichen Autorität schwächen. Geschichtlich wie aktuell in den nicht mehr neuen geistlichen Gemeinschaften bilden sich personalcharismatische Bewegungen, die das Amtcharisma kirchenkonform ergänzen wollen. Auch Eigenart und Massierung der Heiligsprechung steuern der Entpersonalisierung des Amtcharismas durch Repersonalisierung gegen. In den Heiligen wird die Heiligkeit der Kirche als Institution personal konkret. Sie machen das Charisma der Repräsentation Christi wieder als Einheit von pilgernder und himmlischer Kirche erlebbar und erfahrbar. Weil aber die Kirche nur durch den Papst Heilige verlässlich erkennen kann, bestätigt jede Heiligsprechung mit der Heiligkeit der Kirche auch das Amtcharisma des Papstes. „Das personale Charisma der verstorbenen Heiligen wird ... in das päpstliche Amtcharisma integriert und in ihm repräsentiert“. Die Ka-

nonisation lädt das versachlichte Institutionencharisma der Amtskirche nachträglich durch das Personalcharisma verstorbener Katholiken wieder auf. Dabei gilt: „Die Heiligsprechung als Charismatisierung von Verstorbenen ist die eindeutig risikofreiere Form der Vereinnahmung. Die Gefahr einer personalcharismatischen Gegenbewegung, die oft durch lebende charismatische Personen ausgelöst wurden, ist bei der Heiligsprechung von Verstorbenen gebannt.“ Die sancti „von oben“ fungieren in dieser Sicht nicht nur als Charismenkontrolle, sondern auch als Charisma-Akku für den Papst oder als Umspannstation für die charismatische Energie der Heiligen auf den Papst.

## Fazit

Die Fragestellung folgte einer Wortmeldung. Diese bestätigt und erweitert sich in die These: Die sancti „von oben“ schützen und stärken Hierarchie und Papst. Das ist systemstimmig und muss nicht überraschen. Die Tragfähigkeit dieser These muss die willkommene Diskussion erweisen.

Erstveröffentlichung mit ausführlicher Belegung in:

*Hubert Wolf (Hrsg.): „Wahre“ und „falsche“ Heiligkeit. Mystik, Macht und Geschlechterrollen im Katholizismus des 19. Jahrhunderts. ISBN 978-3-486-71611-5. Schriften des Historischen Kollegs, Bd. 90. © Oldenbourg Verlag München 2013 (S. 219-248).*

\*\*\*

Johannes Schmitt

## Neue „Karlsbilder“

Karl der Große starb vor 1200 Jahren

Zur Geschichts- und politischen Kultur der Bundesrepublik gehört es seit vielen Jahren, dass in der Öffentlichkeit – vor allem in den überregionalen Printmedien, aber auch in den entsprechenden Fachwissen-

schaften – Jahrestage der Zeitgeschichte, etwa 1918, 1933, 1945 oder 1989, gewürdigt und meistens kritisch diskutiert werden. In diesem Jahr scheint sogar das Jahr 1914, der „Ausbruch“ des Ersten Weltkrieges Anlass für europaweites Gedenken und Erinnern zu werden. Umso erstaunlicher mutet die Tatsache an, dass die 1200jährige Wiederkehr des Todestages Karls des Großen, der 28. Januar 2014, von zwei renommierten deutschen Mediävisten als Beweggrund angesehen wurde, um mit voluminösen „Biografien“ der besondere Bedeutung und Rolle dieses frühmittelalterlichen Herrschers im Rahmen der Kultur- und Staatsentwicklung Europas nachzuspüren, sie entsprechend herauszustellen und zu pointieren, aber auch durchaus kritisch zu würdigen.

*Johannes Fried, Karl der Große. Gewalt und Glaube, München (Verlag C. H. Beck) 2013.*

*Stefan Weinfurter, Karl der Große. Der heilige Barbar, München/Zürich (Piper Verlag) 2013.*

Es ist sicher auch überraschend, dass nach vielen Jahren einer struktur-, gesellschafts- und kulturgeschichtlichen Annäherung an die Vergangenheit, auch an die uns doch sehr ferne Welt des Mittelalters, die „Biographie“ zurückgekehrt erscheint, obwohl beide Autoren mit salvatorischen Klauseln betonen, dass das überlieferte Quellencorpus, im Wesentlichen Einharts Karlsvita und die „offiziösen“ Reichsannalen, eine profilierte und individualistische Porträtzeichnung nicht gestatten, sogar eher unmöglich machen: „Eine Karlsbiographie im modernen Sinne ist unmöglich“ (Fried 21). Furios deshalb schon der Auftakt von Johannes Fried, dass „das folgende Buch“ „kein Roman, dennoch eine Fiktion“ sei, „subjektiv geformt und gefärbt“ (Fried, 9). Beide Biographien benutzen nicht nur die gleiche Abbildung des Büstenreliquiars Karls des Großen auf dem Buchumschlag, auch die Kategorien und der begriffliche Rahmen, der über die Darstellung gespannt ist, ähneln sich frappant: Johannes Fried sieht Karl den Großen im kaum auflösbaren Spannungsfeld von „Gewalt“ und „Glaube“ agieren, während Stefan Weinfurter diese Begriffsinhalte in der Metapher vom „heiligen Barbaren“ gewissermaßen bündelt.

Deshalb gewinnt auch die Karlsvita Einharts gewissermaßen als roter Faden für beider Darstellung eine besondere Bedeutung, an die die Autoren – um im Bild zu bleiben – die Res Gestae Karls, gewonnen aus Annalen, Urkunden, Gesetzen usw., anknüpfen. Von daher steht auch eindeutig und konventionell die politische Ereignisgeschichte im Vordergrund. Da diese Biografien aber für einen weiteren, historisch interessierten Leserkreis konzipiert sind, wäre eine stärkere Berücksichtigung der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen des Frankenreiches, von deren systematischem Zusammenhang her das politische Handeln des herausragenden Karolingers erklärt und verständlich gemacht werden kann, an vielen Stellen wünschenswert. Ebenso auch ein ausführlicheres Eingehen auf die Vorgeschichte, also die Herrschaft Karl Martells und Pippins, die – und das müsste deutlicher präzisiert werden – die wesentlichen Grundlagen für die Herrschaft Karls selbst legten: Insbesondere Karl Martell durch die Schaffung eines den Adel einbindenden Vasallenheeres, das erst eine „imperiale“ Reichsbildung ermöglichte, und Pippin durch die neue religiöse Legitimation des karolingischen Königtums in enger Bindung an die Kirche und durch das folgenreiche Bündnis mit dem Papsttum: Der Papst gleichsam als „Legitimitätsspende“ (Fried 63).

Dass Karl der Große als eine herausragende Persönlichkeit einer mittelalterlichen Leitempoche für die Staats- und Nationwerdung und für die Kultur Europas gilt, hat die historische Forschung immer schon beschäftigt. Die von ihr angebotenen Karlsbilder indes waren bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von der nationalistisch geprägten deutsch-französischen Gegnerschaft bestimmt. Nach 1950 changierte Karl im entstehenden EWG-Rahmen zum ersten „Europäer“, neuerdings hat er aus kulturgeschichtlicher Perspektive im Frankenreich die Grundlage zur heutigen Multikulturalität der europäischen Welt gelegt: Karl als „Vater Europas“?

„Gewalt und Glaube“, „der heilige Barbar“

In Karl dem Großen kulminierte gewissermaßen eine fränkische Herrscherdynastie, deren Ursprung in das „dunkle“ 7. Jahr-

hundert zurückreichte, in dem eine Adelsfamilie, begütert und verwurzelt im Maas-Mosel-Raum, als Hausmeier in königliche Stellung aufstieg und mit Karl Martell und Pippin dem Jüngeren die Gesamtherrschaft des Frankenreiches vererbte. Pippin wurde 751 König, ausdrücklich mit dem von ihm angeforderten päpstlichen Konsens, sein Königtum ist zum ersten Male als „Herrschaft von Gottes Gnaden“ bezeichnet (Weinfurter 62). Dabei stützten sich beide Vorfahren, was Karl fortsetzen und verstärken sollte, auf ein adliges Vasallen-Reiterheer, suchten die Zusammenarbeit mit dem Kirchenreformer Bonifatius, in enger Bindung an das von den Langobarden bedrängte Papsttum, das sich allmählich von Ostrom löste. Pippin schenkte dem Papst dafür den späteren Kirchenstaat, das „Patrimonium Petri“, und erhielt im Gegenzug durch päpstliche Autorität mit seinem Sohn den Titel „Patricius Romanorum“.

Auf imperialen Bahnen gewissermaßen bewegte sich Karl, der „Kriegskönig“ (Fried 122), nach der Übernahme der Königsherrschaft: Als Schutzherr der Kirche eilte er dem Papst gegen die Langobarden zur Hilfe, eroberte Pavia und krönte sich zum König der Langobarden.

Nach der Rückkehr aus Italien eskalierte der Krieg gegen die Sachsen: „Damit wurde“, so pointiert Stefan Weinfurter, „der erste groß angelegte Missionskrieg in der Geschichte von christlicher Seite aus in Gang gesetzt“ (Weinfurter 106). Bis in das erste Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts, weit über 30 Jahre, dauerte diese zuweilen auf beiden Seiten erbittert und nahe an die Erschöpfung heranreichende Auseinandersetzung, um „den ungläubigen und vertragsbrüchigen Stamm der Sachsen mit Krieg zu überziehen und so lange durchzuhalten, bis sie entweder besiegt und der christlichen Religion unterworfen oder gänzlich ausgerottet sind“ (Weinfurter 106). So formulierten die Reichsannalen das Ziel dieses religiös motivierten Eroberungskrieges, bei dem die fränkische Seite in der Verantwortung Karls vor Verheerungen, einem rigiden Eroberungsrecht, Deportationen und Umsiedlungen, aber auch Massenhinrichtungen wie dem „Blutbad“ von Verden an der Aller nicht zurückschreckte, allerdings auch andererseits die Missionierung der Sachsen durch Zwangstaufen,

Kirchen- und Bistumsgründungen so forcierte, dass selbst Alcuin diese Mission „mit eiserner Zunge“ (Fried 158) kritisierte. Bayern wurde dem Frankenreich angegliedert, mit seinem Herzog auf einer inszenierten Reichversammlung „kurzer Prozess gemacht“, er und seine Familie in Klöster verbannt.

Das Reich erweiterte Karl, erneut durch „Missions- bzw. Heidenkriege“ legitimiert, im Südosten gegen die Avaren und über die Pyrenäen nach Spanien gegen die Araber. An den gefährdeten Grenzen sicherte er es durch Marken. Karl, so sein Biograph Johannes Fried, schien „geradezu zum Erobern verdammt“ (Fried 195).

Überwölbt und legitimiert wurde dieser durch die Religion gewissermaßen gebremste „Imperialismus“ durch die Übernahme des Kaisertitels und durch die Kaiserkrönung am Weihnachtstag des Jahres 800. Durch sie nahm sich Karl als Schutzherr der Gesamtkirche selbst in die Pflicht, allerdings wollte er das Kaisertum nicht in Abhängigkeit vom Papsttum sehen.

Karls Königtum und Kaisertum, seine Stellung und sein Selbstverständnis als Herrscher, waren zutiefst religiös geprägt. Im Rückgriff auf die Bibel, insbesondere das Alte Testament und hier die Königszeit, auf Augustinus und vermittelt durch seinen Berater Alcuin gewann Karl eine bis dahin nicht gekannte Vorstellung von Herrschaft: Als „Neuer David“ wollte er „rector“ und „doctor“, Lenker und Lehrer des Gottesvolkes sein, für „Pax“ und „Concordia“ der Untertanen und für „Iustitia“ sorgen. In einer Fülle von Kapitularien, also Verordnungen und Gesetzen, versuchte er dieses Programm umzusetzen und die Gesellschaft zu reformieren, musste aber gegen Ende seines Lebens resignierend feststellen, dass er mehr „Zerstörer“ als „Helfer“ für die Gerechtigkeit gehabt habe.

Allem voran ist hier die große, so genannte „Admonitio generalis“ – wiederum von Alcuin inspiriert – zu nennen, ein Bildungs- und Staatsprogramm sui generis von 789, „eine Art Grundgesetz des karolingischen Frankenreiches“ (Fried 312). Das in zahlreichen Exemplaren überlieferte Dokument bezeugt schon in der Form der Titulatur die spezifische Funktion des fränkischen Königs: Karl versteht sich zugleich als „rex“ und „rector“ des „regnum Francorum und „defensor“ und „adiutor“ der Kirche, und

auch im Adressatenbezug ist dies ausgedrückt: Denn die Admonitio ist an alle kirchlichen Ordines und an die weltlichen Herrschaftsträger gerichtet. Ein Rückgriff auf das alttestamentarische Vorbild des Königs Josias sollte den Eingriff des Königs in kirchliche Angelegenheiten legitimieren und war als Argument gegen die gedacht, die das Ansinnen des Königs als anmaßend ansahen. Vom König ausgesandte Boten – Missi – sollten in seinem Namen und Auftrag mit den weltlichen und kirchlichen Amtsträgern das verbessern, was verbessert werden müsse, im Einzelnen: Falsches korrigieren, Unnützes beseitigen und Richtiges stärken.

Auch die Antwort Karls des Großen auf die Wahlanzeige des neuen Papstes, Leo III., vom Jahre 796, als deren Verfasser Alcuin ausgewiesen ist, belegt dieses für das Frühmittelalter neue Herrscherethos (Fried 261 f.): In diesem Schreiben bekräftigte der angehende Kaiser gegenüber dem Papst das unverletzliche Bündnis der Treue und Liebe und stellte seine Pflicht als Defensor der Kirche heraus. Für sich beanspruchte er die Aufgabe, die Kirche nach außen – „foris“ – gegen die Heiden mit Waffengewalt zu verteidigen und im Inneren – „intus“ – zur Festigung des rechtmäßigen Glaubens beizutragen: „Herrschaft als Gottesdienst“ (Fried 264). Die Rolle, die der fränkische König dabei dem Papst zuwies, symbolisierte ein aus dem Alten Testament übernommenes Bild: Dem Papst sei vorbehalten, wie Moses mit erhobenen Händen für den Erfolg der Waffen zu beten, damit das christliche Volk schließlich den Sieg erringe.

Dieses Programm eines „politischen Augustinismus“, wie man es bezeichnet hat, zielte auf nichts weniger als auf eine Fundamentalchristianisierung einer in vielen Bereichen und Regionen noch halbarchaisch-paganen Gesellschaft: Die Kapitularien wurden dabei das Mittel einer pädagogischen Politik, die allerdings in weitem Umfang eine Schriftlichkeit und schriftliche Regierungstätigkeit zur Voraussetzung hätte haben müssen. Diese war in dieser Zeit indes kaum erreicht und konnte auch nicht erreicht werden. Aber auch hier setzte der Herrscher Reformbemühungen an, die sich – mit einer modernen Vokabel – als „Bildungsreform“ qualifizieren lassen. Angesehene Theologen und Wissenschaftler der

Zeit aus unterschiedlichen Ländern der Christenheit, „Lehrer aus der Fremde“ (Fried 284), voran der Angelsachse Alcuin, aus Italien Petrus von Pisa und Paulus Diaconus und der Westgote Theodulf von Orléans, zog er an den Hof, um das Wissen der Zeit in Rezeption der Antike, vor allem der christlichen, zu sammeln, Texte zu reinigen und die richtigen Texte: Bibel, Kirchenväter, weltliche und geistliche Literatur an die „Hofschule“, an die bestehenden und noch zu gründenden und auszubauenden Domschulen und Klosterschulen weiterzugeben. Auf dem Schaffen dieser Gelehrten, der so genannten „karolingischen Renaissance“, beruhte die künftige christlich fundierte Bildung Europas, bis zu jener Renaissance, die den philosophisch-kulturellen Rahmen des Mittelalters sprengte und transzendierte.

Diese Bildungsbewegung schuf sich zugleich in der karolingischen Minuskel einen modernen, bis heute gültigen Schrifttypus. Über 800 Pergament-Codices, Johannes Fried spricht von „10000 karlszeitlichen Manuskripten“ (Fried 291), sind aus der karolingischen Zeit überliefert. Bis zum Tod des Kaisers sind eine große Anzahl Kapitularien erhalten, die immer wieder, oft in identischem Wortlaut, Anordnungen, Anweisungen und Befehle enthalten, die das Ziel der Verwirklichung von Pax und Justitia in der Gesellschaft, den Schutz der Witwen, der Waisen, der Kirchen und der Pauperes zum Gegenstand hatten, aber auch die genau benennen, die dies verhinderten. So mussten sich Bischöfe und Äbte im Jahre 811 den vehementen Tadel des Kaisers gefallen lassen, indem er die provozierende Frage stellte, ob denn der der Welt entsagt habe, der täglich versuche, dadurch den Besitz zu mehren, dass er himmlisches Glück verheiße und Höllenstrafen androhe. Im Namen Gottes oder irgendeines Heiligen würden der Reiche und der Arme ihres Eigentums beraubt, die Erben enterbt und dadurch die meisten wegen der Not zu Raub und Diebstahl gezwungen.

Die Grenzen dieser Reformpolitik hatte indes schon 802 Alcuin in einem Brief an seinen Freund, den Erzbischof Arn von Salzburg, entschieden auf den Punkt gebracht und in ein Wortspiel gehüllt, indem er diesem mitteilte, dass er sich des guten Willens des Kaisers bewusst sei, dass dieser

alles in seinem Reich zur rechten Ordnung – „ad rectitudinem normam“ – bringen wollte. Aber der Kaiser habe nicht „so viele Helfer für die Gerechtigkeit wie Zerstörer“, verfüge nicht über so viele „praedicatores“ wie „praedatores“, also Prediger wie Räuber. Denn die meisten liebten sich selbst mehr als Gott (Fried 502).

Der Pessimismus, der Alcuin hier lenkt, schlug sich in gewisser Weise auch in der Forschung nieder, die die späten Jahre Karls des Großen als eine Zeit des Zerfalls qualifizierte und sich dabei auf die immer wieder beklagten Missstände berief, die die Reformkapitularen Karls des Großen beseitigen wollten. Aber diese Sehweise berücksichtigt nicht, dass unter Karl dem Großen zum ersten Mal soziale Verhältnisse und gesellschaftliche Strukturen aus der Perspektive eines christlich geformten Herrscherethos problematisiert und zum ersten Mal in dessen Bewusstsein gelangten. Erst im Bezug auf allgemeine und spezifische Wert- und Normvorstellungen, wie sie die neue christliche Königsvorstellung und das Herrscherethos entwickelten, wird erkennbar und deutlich, in welchem Maße die Reformkapitularen historische Wirklichkeit durch das Herrscherethos vermittelt widerspiegeln. Die Kapitularen besitzen dabei gleichsam einen instrumentalen Charakter, sind Mittel einer Reform, zuweilen schon Sozialpolitik, mit denen der an christlichen Prinzipien orientierte Herrscher in der Gesellschaft wirken will, um Missstände zu reformieren und eine *Correctio* im Sinne der *Norma rectitudinis* zu erzwingen.

## Die Karolingerzeit als mittelalterliche „Leitepoche“

Das Reich Karls des Großen war weder wie in der Erinnerung seines Enkels Nithard eine Zeit des „Friedens und der Eintracht“, noch wie aus der Sicht moderner Historiographen in seiner Spätzeit eine Epoche des Zerfalls. Beide Perspektiven verabsolutieren, partiell nur auf Quellen abstützbar, Teilaspekte. Aber der Zeitabschnitt zwischen der Herrschaft Karl Martells und dem Tode Karls des Großen hat in Verfassung, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur des Frühmittelalters strukturelle Elemente und Merkmale in Staat und Gesellschaft so verdichtet, dass sie als „Leitepoche“ für das

spätere Mittelalter und sogar für die Neuzeit bis zur Französischen Revolution gelten kann.

Die karolingische Gesellschaft war schon lange nicht mehr – wie vielleicht in der fränkischen Wanderungszeit – eine bäuerliche Gesellschaft, sondern eine „agonale“ Gesellschaft miteinander konkurrierender Adelsgeschlechter, die über weit verzweigte Grundherrschaften verfügten und im frühmittelalterlichen Personenverbandsstaat Ansprüche auf Ämter in Staat und Kirche, etwa als Grafen, Bischöfe und Äbte anmeldeten und durchsetzten. Das Miteinander und öfter noch das Gegeneinander von Königtum und Adel bestimmte seit der fränkischen Zeit die Verfassungsgeschichte Europas bis zur Französischen Revolution. Den frühen Karolingern, voran Karl dem Großen, gelang es vor allem die noch aggressiven militärischen Potenzen dieses Adels in der Vasallität, dem entstehenden Lehenswesen, einzubinden und für ihre expansiven Ziele einzusetzen, sie auch mit Ämtern vorab in der Kirche als so genannte „Reichsaristokratie zu belohnen und damit auch, wenn auch nur teilweise, auf ihre Reformintentionen im Staat und in der Kirche zu verpflichten. Dass die Karolinger die Kirche, voran die Stifts- und Abteivasallität für staatliche Zwecke nutzten und instrumentalisierten, das war der Preis, den die Kirche zahlen musste. Dies wirkte als karolingisches Erbe im Deutschen Reich fort, auch weit über den Investiturstreit hinaus. Die bäuerliche Basisgesellschaft war schon in karolingischer Zeit sehr weit in die im Zentrum des Frankenreiches entstandene Grundherrschaft eingebunden, jene Herrschaft über Land und Leute, auf der die Herrschaft der Stände, der Kirche und des Adels, bis zum Ende des Ancien Régime aufruhte. Die Grundherrschaft hat wohl auch schon in karolingischer Zeit trotz aller Schutzbestimmungen in Kapitularen Reste des freien Bauerntums gewissermaßen aufgesogen. Beide Aspekte finden in beiden Biografien kaum Berücksichtigung. Wegbereiter Europas war Karl der Große aber vor allem dadurch, dass sich infolge der umfassenden „Bildungsreformen“, eines „Wissenstransfer(s) mit einzigartiger Nachhaltigkeit“ (Weinfurter 194), durch seine Intentionen und Bemühungen, gespeist durch unterschiedliche Rezeptionsvorgänge, das Christentum – und hier ist

das Wort angebracht – zur „Leitkultur“ des Mittelalters ausformte und es eine zentralistische, an „Rom“ orientierte Organisationsstruktur erhielt. Latein wurde zur Lingua Franca dieser Kultur, die alle Ethnien und Sprachgemeinschaften als Elitenkultur überwölbte, die aber in vielfältiger Weise langfristig in die Adels- und bäuerliche Basisgesellschaft akkulturierend hineinwirkte und diese, wenn auch nur allmählich, veränderte.

Die Einheit des Karlsreiches, das fast ein Jahrhundert nicht geteilt wurde, war eher dynastischen Zufällen zu verdanken, da mehrere Erben nicht zur Verfügung standen. Sie ließ sich aber nicht halten, denn dem mittelalterlichen Personenverbandsstaat fehlte das institutionelle Gerüst, um dauerhaft mehrere Ethnien und Großregionen „staatlich“ zusammenbinden zu können. So entstand aus dem karolingischen Reich in einem lang gestreckten Prozess der französische, deutsche und italienische Nationalstaat, mit Ansätzen schon im Mittelalter.

\*\*\*

## Fragebogen bei der Kirchenbasis angekommen?

*In der letzten Ausgabe von imprimatur, Nr. 8/2013, haben wir uns mit dem Fragebogen des Vatikan zu Fragen der Familien beschäftigt und die Fragen veröffentlicht. Insbesondere die Laien in den Pfarreien sollten diesen Fragebogen beantworten. Der Vatikan erwartete die Antworten bis zum Januar dieses Jahres.*

*Wir hatten unsere Leserinnen und Leser gebeten, aus der Vielfalt der Fragen diejenigen auszuwählen, die ihnen wichtig erscheinen und ihre Antwort an die Redaktion zu schicken, damit wir sie veröffentlichen können.*

Insgesamt sind uns drei Antworten zugeschickt worden, eine Leserin und zwei Leser haben sich die Mühe gemacht und uns geantwortet. Ist allein diese Anzahl bereits eine Aussage zu der Ernsthaftigkeit der Fragen?

Hier die drei Texte:

### Erste Antwort

Schon die lächerlich kurze Beantwortungsfrist von wenigen Wochen und die unprofessionelle Weise (man könnte auch von Gleichgültigkeit, ja Unwillen sprechen), diesen Fragebogen an die Adressaten weiterzuvermitteln, musste alle vorschnellen Erwartungen enttäuschen. Nein - das war noch keine Einladung zu einem Austausch auf Augenhöhe, kein Durchbruch zur Demokratie, obwohl man ja manches Bibelwort zur Begründung einer Gleichheit im Glauben heranziehen könnte.

Da meines Erachtens völlig unklar ist, wer die Ergebnisse dieser Umfrage sammelt, nach Relevanz aussortiert, beurteilt und (an wen?) weiterleitet, da weiterhin Sprache und inhaltlicher Tenor der Befragung so wenig glaubhafte Nähe zu den Adressaten und deren Situation verrät, sehe ich keinen Sinn darin, auf einzelne Fragen einzugehen. Wer ist für diese amtskirchlichsteifen Formulierungen verantwortlich? Wurden denn überhaupt dabei die Lebenserfahrung und die dazugehörige Ausdrucksweise von gläubigen Menschen (um das längst unangemessene Wort "Laien" zu vermeiden) herangezogen? Das ganze riecht eher nach abgehobenen Schreibtischtätern, und ich befürchte, dort werden die Ergebnisse auch wieder landen. Es ist nicht nur die Sprache, mehr noch der gesamte Tenor der Fragen, der mich eher abstößt. Da wird nach Glaubenswissen, nach den kirchlichen Regeln, nach der Kenntnis päpstlicher Erlasse wie der Pillenzyklika gefragt, das Naturrecht ins Spiel gebracht, dessen Relevanz schon in den fernen Zeiten meines Jurastudiums umstritten war, da wird hier und da "die Barmherzigkeit Gottes" bemüht, wo es in Wahrheit um historisch gewachsene Vorstellungen geht, an denen eine "Glaubensbehörde" eisern festhält, deren Autorität bei der übergroßen Mehrheit der Katholiken nichts mehr gilt. Es fehlt der sog. Amtskirche weithin an Geschichtssinn, am Wissen um die Wandelbarkeit von "Wahrheiten" - oder um es biblisch zu formulieren: um die Akzeptanz der Ungesicherheit des "wandernden Gottesvolkes", das keine zementierten Bastionen bewohnen, sondern in Zelten hausen soll. Dieses Manko ist auch in diesem Fragebogen mit Händen zu greifen.

Wäre es nicht sinnvoller gewesen, die kirchlichen Amtsträger von unten bis nach ganz oben erst zu einem globalen Studium jener Wirklichkeit zu verpflichten, deren herkömmliche Regulierung wegen ihrer Lebensfremdheit nicht mehr akzeptiert wird? Schon gar, da es diesen Amtsträgern wegen ihrer kaum mehr sinnvoll zu begründenden zölibatären Lebensweise ohnedies an Kompetenz fehlt, an der ihnen vermutlich jeder Familienvater, jede Alleinerziehende, jeder Geschiedene und jeder "verpartnerte" Homosexuelle überlegen ist? Das wäre ein auf lange Zeit angelegtes Projekt - aber was bedeutet Zeit schon in einer Kirche, die in Jahrtausenden denkt - und irrt? Dann erst könnte man sinnvoll miteinander weiterreden.

Wie eine einzige Schwalbe noch keinen Frühling macht, so macht auch ein einziger Papst mit seiner Demut und Menschlichkeit, macht eine erste "Umfrage" die eher eine lehrerhafte Abfrage ist, leider noch keinen katholischen Frühling. Weiter zu hoffen ist jedoch erlaubt.

Herzlich grüßt Sie  
Erika Ahlbrecht-Meditz

## Zweite Antwort

Antwort auf Imprimatur 8/2013, Fragebogen zur Vorbereitung auf die Bischofssynode für die Gläubigen zu Ehe und Familie

Ich bin doppelter Laie, habe weder Theologie studiert, noch eine Weihe erhalten. Vor 9 Jahren bin ich in die alt-katholische Kirche konvertiert. Es freut mich sehr, dass Franziskus nun die Geschicke leitet. Ich nenne ihn, sicher voreilig (aber wann hat es einen solchen gegeben), Jahrhundertpapst! Leider werden seine Nachfolger wieder „restaurieren“, das hat man ja gesehen, was nach Johannes XXIII. geschah. Die Methode, Umfragen zu machen, ist neu, aber ein richtiger Schritt. (Wird auch das Fußvolk befragt?) Die Fragestellung ist wichtig. Die gestellten Fragen allerdings nicht aktuell. Naturrecht, welcher Pfarrer hat wann in einer Predigt das Wort in den Mund genommen? Die Überschriften zu 4., 5., 6., 7., sind verräterisch.

Humanae Vitae, 1968 vom Pillen-Paule veröffentlicht. Schon damals haben die meisten Katholiken edel geschwiegen. Viele versuchten diese Vorgaben zu erfüllen. Sie hatten das ernst genommen. Viele leiden bis heute darunter. Nun ist das Inhalt ei-

ner Frage. Ein Papier soll nach 45 Jahren Inhalt einer wesentlichen Fragestellung sein. Offensichtlich hatte der Vatikan in vielen Jahren etwas formuliert, was die Vasallen vor Ort dann nicht umsetzten. Die Frage ist nach dem warum?

Die Lebenswirklichkeit, also die Realität hat mit den Fragen durchaus zu tun. Allerdings glaube ich nicht, dass den Zölibatären darüber überhaupt die Möglichkeit einer konkreten Beurteilung zusteht. Die Beurteilung der Sache von dieser Personen-Gruppe muss wohl so abstrakt sein, dass sie für den Hausgebrauch nicht geeignet ist. Der Gedanke, Ehen möglicherweise für ungültig erklären zu wollen, ist eine Sackgasse. Dies führt nur zu weiteren Verengungen und nicht zu den Menschen in Not. Dies hat mit Seelsorge nichts zu tun. Dies ist ein unbrauchbarer Versuch, aus einem maßlos überhöhten Ideal, gegossen in ein Dogma, Auswege zu finden.

Bleiben wird das Leid, verursacht durch eine krankhafte Idealisierung und Überhöhung der Ehe. Warum formuliert man das Dogma nicht neu, formuliert von den tatsächlichen Fachleuten?

Mit herzlichem Gruß  
Eduard Adam, Ring am Renner 18, 96271  
Grub am Forst

## Dritte Antwort

Dr. jur. Bernt Lemhöfer  
14055 Berlin, den 15.1.2014

Sehr und schon lange geschätzte Redaktion, hier mein Versuch einer Leser- und Laienäußerung zum Fragebogen Ehe und Familie:

Zu 7.b: Aus eigenem Erleben und aus Gesprächen sehe ich die Enzyklika Humanae vitae (die „Pillenenzyklika“) von 1968 als Auslöser eines geistigen Erdbebens: einer zuvor nicht vorstellbaren Loslösung breiter „gut katholischer“ Volksteile von der Autorität kirchlicher Lehren, die sie bis dahin selten in Frage gestellt hatten. Die Ehepaare – wie z.B. meine Frau und ich mit damals zwei Kindern – wollten gerne mehrere Kinder haben, aber unter heutigen Lebensverhältnissen nicht sechzehn wie die Kaiserin Maria Theresia. Dazu konnten bis dahin am ehesten Kondome helfen (deren kirchliche Ablehnung auch für Eheleute wohl nicht sehr herausgestellt war). Aber „die Pille“ störte die natürliche Sinnen-



freude viel weniger und wurde insofern als großer Fortschritt erfahren. Also bedachte man sehr ernsthaft und mehrfach die Gedankengänge der Enzyklika, fand aber beim besten Willen keinen nachvollziehbaren Grund, warum gerade und nur hier der menschliche Geist nicht zu einem angemessenen Ziel sollte in natürliche Abläufe eingreifen dürfen. Deshalb handelte man nach reiflicher Gewissensprüfung in eigener Verantwortung.

Zu 4.a-c: Die Breitenwirkung des geistigen Erdbebens ging dann über den Anlass weit hinaus. Die katholische wie die nicht katholische Bevölkerung respektiert nach wie vor die Grenzen, die das staatliche Strafrecht sexuellen Aktivitäten zieht (insoweit seit 1969 – 1974 auch im alten Bundesgebiet stark zurückgenommen). Will aber die Kirche ihren Gläubigen direkt oder indirekt engere Grenzen ziehen, wird darüber mit höflichem Achselzucken hinweggegangen. Das gilt auch für die Fragen zu 4.a-c.

Zu 9: Zu wünschen bleibt, für die Fälle der Trennung und Scheidung verstärkt Gewicht auf eine faire und rücksichtsvolle Gestaltung unter den bisherigen Partnern und – ganz besonders – gegenüber minderjährigen Kindern zu legen. So könnten etwa Modelle möglicher Schadensbegrenzung erarbeitet, breit erörtert und ggf. empfohlen (nicht vorgeschrieben) werden.

Freundlichen Gruß,  
Bernt Lemhöfer (80 Jahre)

-----

Im „Kölner Stadt-Anzeiger“ hat in einem Interview Oscar Rodriguez Maradiaga, honduranischer Kardinal aus der Nähe des Papstes, zu der Umfrage u.a. gesagt:

Ich habe den Papst gefragt: "Warum denn schon wieder eine Synode zur Familie? Wir hatten doch schon 1980 eine, und wir haben das schöne Lehrschreiben Familiaris consortio Johannes Pauls II. von 1983."

Darauf habe Papst Franziskus geantwortet: Das ist 30 Jahre her. Heute gibt es die Familie von damals für die meisten Menschen gar nicht mehr.

Und das stimmt: Wir haben Scheidungen, wir haben die Patchworkfamilien, die vielen Alleinerziehenden, Phänomene wie Leihmutterschaften, kinderlose Ehen. Nicht zu vergessen die gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Die waren 1980

doch nicht einmal am Horizont erkennbar. All das erfordert Antworten für die Welt von heute. Und es genügt nicht zu sagen: Dafür haben wir die traditionelle Lehre. Selbstverständlich, die traditionelle Lehre wird fortbestehen. Aber die pastoralen Herausforderungen erfordern zeitgemäße Antworten. Und die stammen nicht mehr aus Autoritarismus und Moralismus. Das ist keine "Neuevangelisierung", nein, nein! Und wie sieht dieser Kardinal die Position vom deutschen Kardinal Gerhard Ludwig Müller?

(lacht) Ich habe es gelesen, ja. Und ich dachte: "Okay, vielleicht hast Du Recht, vielleicht aber auch nicht." Ich meine, ich verstehe ihn: Er ist Deutscher - ja, ich muss das sagen, er ist obendrein Professor, ein deutscher Theologieprofessor. In seiner Mentalität gibt es nur richtig oder falsch, das war's. Aber ich sage: "Die Welt, mein Bruder, die Welt ist nicht so. Du solltest ein wenig flexibel sein, wenn du andere Stimmen hörst, damit du nicht nur zuhörst und sagst, nein, hier ist die Wand." Also, ich glaube, er wird dahin gelangen, andere Ansichten zu verstehen. Aber jetzt ist er halt noch am Anfang, hört bloß auf seinen Beraterstab.

\*\*\*

Andreas Ross

## **Flehender Appell an den Papst**

Für einen freiwilligen Zölibat und eine positive Einstellung zur Sexualität: Wunibald Müller, Therapeut für seelisch notleidende Priester, fordert einen Wandel in der Kirche

---

**Münsterschwarzach** - Wunibald Müller ist seit Jahren ein drängender Mahner in der katholischen Kirche. Immer wieder hat er in öffentlichen Diskussionen und Verlautbarungen für eine Erneuerung seiner Kirche geworben. Und als Psychologe und Theologe hat er den Finger dorthin gelegt,

wo es besonders wehtut: Die starre Haltung der Kirche zur Sexualität des Menschen und das in der modernen Welt kaum noch verstandene Festhalten an dem Gebot der Ehelosigkeit für Priester.

Müller weiß, wovon er spricht, denn als Leiter des Recollectio-Hauses im unterfränkischen Benediktinerkloster Münsterschwarzach hat der Psychologe viele Begegnungen mit Priestern in seelischer Not, die zu ihm als Therapeut kommen, weil sie an dieser Lebensform gescheitert sind und endlich reinen Tisch machen wollen. Doch weder Rom, noch die Bischöfe hatten bisher erkennen lassen, an dieser für die Betroffenen schmerzlichen Situation etwas ändern zu wollen. Nun setzt Müller seine ganze Hoffnung in Papst Franziskus, den er in einem persönlichen Schreiben "einen Segen für unsere Kirche" nennt. Mit seiner Hilfe könnte es gelingen, Priestertum und Zölibat zu entkoppeln. "Die Tür dazu ist nicht geschlossen. Sie ist lediglich angelehnt. Es liegt an Ihnen, ob sie geöffnet wird. Öffnen Sie die Tür! Darum bitte ich Sie inständig", schreibt Müller.

Müller berichtet dem Pontifex ohne große Umschweife direkt aus seiner beruflichen Praxis. In nahezu 25 Jahren habe er das Privileg gehabt, viele Hunderte Priester nicht nur von außen, sondern auch von innen her kennenzulernen. "Ich bin unzähligen Priestern begegnet, die sich aufgrund des geforderten zölibatären Lebensstils in einer großen seelischen Not befinden", schreibt Müller. Immer häufiger seien auch jüngere Geistliche darunter. "Ich gehe davon aus, dass Sie um diese Nöte wissen. Sie haben durch Ihr segensreiches Wirken dazu beigetragen, dass die Bereitschaft unter den Priestern, die in Beziehungen leben, zugenommen hat, sich der eigenen Wahrheit und Wirklichkeit zu stellen", heißt es in dem Brief an den Papst weiter. Viele dieser Priester würden dann aber auch zu ihrer Beziehung stehen und sie leben, der Kirche damit aber verloren gehen. Das sei sehr schade.

Wunibald Müller beruft sich in seinem Schreiben auch auf den Theologen Karl Rahner, der schon vor 40 Jahren für eine Entkoppelung von Priestertum und Zölibat plädiert hatte, sollte die Kirche die Erfahrung machen, dass es auf diese Weise nicht genügend Priester gibt. Ein anderer Grund für die Entkoppelung sei jedoch, dass viele

Priester sich nicht mehr in der Lage sähen, zölibatär zu leben. Sie stünden dann vor der Alternative, entweder ihr Kirchenamt zu verlassen oder im Amt zu bleiben und ihre auch sexuellen Beziehungen im Geheimen zu leben. Die dort praktizierte Sexualität und Intimität könne sich nicht wirklich entfalten und sei deswegen "in besonderer Weise auch anfällig für psychisch und spirituell ungesunde Verhaltensweisen, die das zölibatäre Leben eher verdunkeln und in Misskredit bringen", betont Müller.

Der Psychotherapeut sieht "noch einen tiefer gehenden Grund" für die Entkoppelung von Priestertum und Zölibat. Es gehe um ein "wirkliches Ernstnehmen" der menschlichen Konstitution und die Schöpferkraft, "die uns Gott in der Sexualität geschenkt hat". Müller verweist in diesem Zusammenhang auf Hildegard von Bingen, von der die Äußerung überliefert ist, Gott habe uns mit der Sexualität eine Kraft geschenkt, hinter der nicht der lüsterne Satan, sondern die "Kraft der Ewigkeit" stehe.

Noch einmal appelliert Müller an Papst Franziskus, "um Gottes willen, um der Menschen willen und unserer Kirche willen, alles Ihnen Mögliche zu tun, damit es in unserer Kirche weiterhin Priester gibt, die sich für ein Leben entscheiden, bei dem sie ihre sexuelle Kraft in den Einsatz für andere investieren und damit auf die ihnen gemäße Weise ihre in der Sexualität steckende Lebenskraft fruchtbar machen und verwirklichen". Zugleich möchte Müller, dass es in Zukunft aber auch Priester gibt, die ihre Sexualität in ihrer Partnerschaft feiern und genießen dürfen und von innigen Beziehungen bereichert und genährt "voller Leidenschaft ihr Bestes in ihrem Dienst als Priester geben".

Der Theologe aus Münsterschwarzach macht sich in seinem Brief zudem für das Frauenpriestertum stark. Dogmatisch sieht er dieser Forderung nichts entgegenstehen, zeigt sich aber skeptisch, was den Zeitrahmen angeht. "Diese unerhörte Neuerung werden wir beide wohl nicht mehr erleben", schreibt er dem Papst.

*ID: 124195768 Name: ZML\_SZ\_A56155742  
© Dokumentations- und Informationszentrum München GmbH*

\*\*\*

Kuno Füssel und Michael Ramming

## Dem Kapital an die Wurzel

Theologie. Das »Evangelii gaudium« von Papst Franziskus: Keine Revolution, aber ein Programm, das dazu führen könnte.

---

Bei der abendlichen Szene seiner Vorstellung als neuer Papst am 13. März 2013 bat Jorge Mario Bergoglio die versammelte Menge, zuerst ihn zu segnen, denn: „Ich bin ein Sünder“. Dies ist keine gekünstelte Bescheidenheitsfloskel.-Dieser Papst sieht sich eben nicht als das alle Glaubensfragen beantwortende unfehlbare Wesen, sondern bekennt seine Endlichkeit und Fehlbarkeit und gibt zu, dass er auch in seiner Zeit in Argentinien vieles falsch gemacht hat. Er lehnt protzige Auftritte und pompöse Rituale ab, setzt mit Charme und Selbstbewusstsein aufwendige Protokolle außer Kraft, lebt bescheiden und geht auf alle Menschen zu und ist offen für alle, die seine Nähe brauchen oder auch suchen, besonders aber für die Armen, Notleidenden und Ausgestoßenen dieser Erde. Wenn dieses Verhalten wenigstens in seiner katholischen Kirche Schule machen würde, könnte dies schon die Welt verändern. Auch wenn er bei Reizthemen wie Abtreibung, Ehescheidung und Homosexualität an der traditionellen Lehre der katholischen Kirche keine Abstriche macht, wird er nicht müde zu betonen, dass er nicht das Recht habe, andere Menschen zu verurteilen und lehnt „geistliche Einmischungen in das persönliche Leben ab“ (Corriere della Sierra, 20.9.2013). Er sucht darum bewusst das verstehende Gespräch mit Frauen, die abgetrieben haben, sowie mit Geschiedenen und Homosexuellen. In dieser Hinsicht nimmt er die menschliche Freiheit bedeutend ernster als seine beiden Vorgänger. (vgl. R. Lill, Imprimatur Nr. 7, 2013, 301f.)

Den Papstnamen Franziskus hat er sicher nach reiflicher Überlegung gewählt. Von Franz von Assisi ist der epochale Aus-

spruch bekannt: „Wer keinen Besitz hat, braucht auch keine Waffen, um ihn zu verteidigen!“ Mit dieser entwaffnenden Aussage hatte der Begründer des Franziskanerordens schon im Mittelalter die tödliche Logik des Feudalismus und des später langsam heraufziehenden Kapitalismus entlarvt. Er legt damit offen, dass Reichtumsbildung und Aufrüstung immer Hand in Hand gehen. Die Orientierung des neuen Papstes an Franz von Assisi hat also nichts mit rührseliger Frömmigkeit oder Folklore, sehr wohl aber alles mit der Kategorie der Armut und dem Schicksal der Armen zu tun. Dies geht aus vielen Stellungnahmen während seiner Zeit in Argentinien und gerade auch der letzten zehn Monate hervor.

## Detaillierte Kapitalismuskritik

Seine Aussagen werden in seinem programmatischen Lehrschreiben „Evangelii Gaudium – die Freude des/am Evangelium“ (EG) vom 24. November 2013 systematisiert – jW dokumentierte vier Tage später zentrale Aussagen der päpstlichen Kapitalismuskritik mit der prägnanten Überschrift „Diese Wirtschaft tötet“. Diesem tödlichen System schleudert der Papst ein vierfaches Nein entgegen: Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung; Nein zur neuen Vergötterung des Geldes; Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen; Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt. So lauten die Kapitelüberschriften im Lehrschreiben (Nr. 53- 60). Es enthält neben der erwähnten detaillierten Kapitalismuskritik zwei weitere Schwerpunkte: Erstens ein Programm der Evangelisierung, d. h. der breiten und intensiven Umsetzung der Botschaft des Evangeliums als Beitrag zur Gestaltung einer menschengerechten Welt, und zweitens Vorschläge und Forderungen zu einer gründlichen und nachhaltigen Reform der kirchlichen Strukturen und ihrer pastoralen, diakonischen und politischen Funktionen, beginnend beim Vatikan und endend bei den Gemeinden vor Ort.

Papst Franziskus pflegt eine konkretisierende und gleichzeitig mitreißende Sprache, die er oft in einer präzisen und deutlichen Polemik auch gegen die eigene Kirche zuspitzt. Seine Argumentations- und Redeformen sind kontextuell und personenbezogen, daher appellativ und auf Handlung

drängend. Es geht ihm nie um schöne Formulierungen, sondern um die darin liegende Motivation verändernden Handelns. Vor allem aber ist er ein Meister der metaphorischen Rede. Die enthält natürlich auch ihre Gefahren, was bei der Rede von der Kirche als „Mutter“ und den damit verknüpften traditionellen Implikationen offensichtlich wird. Erinnern wir uns aber an die oft zitierte, aber nicht interpretierte Metapher, mit der er sich nach der Bekanntgabe seiner Wahl am 13. März 2013 vorstellte: „Ihr habt mich hergeholt vom Ende der Welt.“ Er kommt zwar aus Buenos Aires, im Blick hat er aber das Feuerland (Tierra del fuego), welches das Ende der bewohnten Welt darstellt. Franziskus lässt damit an die Entstehung des Namens denken: Die Indígenas zündeten Dauerfeuer gegen die fortwährend bedrohliche Kälte an. Bisher hat er gezeigt, dass er gegen die Kälte einer zerstörerischen kapitalistischen Welt permanent Feuer anzündet und uns alle auch dazu animiert. Die Metapher enthält noch einen zweiten Aspekt: Papst Franziskus kommt aus der Peripherie ins Zentrum und bringt ein differenziertes Bewusstsein für die damit sich wechselseitig bedingenden Gegensätze und Widersprüche mit. Man muss schon, wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung, (vgl. den Artikel von Rainer Hank, FAS, 1.Dez.2013) von einer besserwisserischen Überheblichkeit geprägt sein, um Papst Franziskus Naivität und grobschlächtigen Antikapitalismus zu unterstellen, der zwar an die Utopie eines christlichen Kommunismus anknüpft, aber für die Armen noch nie etwas gebracht hat. Sein neues Lehrschreiben beweist, dass er nicht nur die Dependenztheorie und deren Bestimmung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Metropolen und Peripherien verstanden hat, sondern dass seine Kapitalismusanalyse bis zum Geheimnis des Fetischcharakters von Ware und Kapital vorgeht (vgl. EG, Kapitel II, 55 sowie sein Schreiben „Wider den Fetischismus des Geldes“ vom 16.5.2013). Das war den Päpsten von Leo XIII. (Enzyklika „Rerum novarum“ 1891) bis Johannes Paul II. (Enzyklika „Laborem exercens“ 1981) und deren deutlich geäußelter Kapitalismuskritik nie gelungen. Sie hinderte ein tiefsitzen der Antikommunismus daran, die Kategorien von Marx anzuwenden. Bis heute verschweigen die Vertreter der katholi-

schen Soziallehre, die in dem Lehrschreiben zwar erwähnt, aber nach der Meinung von Kardinal Karl Lehmann (vgl. Zeit Online vom 5.12.2013) vom neuen Papst nicht explizit gewürdigt wird, keineswegs die sogen. Auswüchse des Kapitalismus und sein Versagen. Sie befürworten daher die „Zähmung des Raubtieres“, sehen aber nicht, dass dies auf Dauer nicht gelingen kann, weil es dem Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise widerspricht. Der neue Papst bringt dieses Wesen jedoch auf den Punkt: „Diese Wirtschaft tötet“. Es geht **Jorge Bergoglio** um mehr als die traditionelle Betonung des Vorrangs der Arbeit vor dem Kapital und die Ablehnung von Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiterschaft. Es geht ihm darum, dass große Teile der Weltbevölkerung gemäß der Systemlogik und nicht durch einen bedauerlichen Unfall, ausgeschlossen werden und damit ihre Lebensgrundlage und Existenz verlieren. Sein Besuch in Lampedusa stellte dieses Bewusstsein nachdrücklich unter Beweis, wobei er zusätzlich noch eine neue Form der Globalisierung, nämlich die »der Gleichgültigkeit“ geißelte.

## Anthropologische Reflexionen

Eine weitreichende Folgerung aus seiner Kapitalismuskritik ist die Erkenntnis, dass Ausbeutung und ungleiche Verteilung des Reichtums auf der Welt eine der tiefsten Ursachen der Gewalt darstellen. Diese Gewalt äußert sich auf verschiedenen Ebenen: Kapitalistische Wirtschaft funktioniert nach dem Gesetz der bedingungslosen Konkurrenz; sie kurbelt permanent die Entwicklung des militärisch-technologischen Komplexes an; sie inszeniert eine Wegwerfgesellschaft, in der nicht nur Lebensmittel, sondern sogar Menschen wie Müll behandelt werden. Seine Schlussforderung ist daher unmittelbar einleuchtend: „Solange die Probleme der Armen nicht von der Wurzel her gelöst werden, in dem man auf die absolute Autonomie der Märkte und der Finanzspekulation verzichtet und die strukturellen Ursachen der Ungleichheiten der Einkünfte in Angriff nimmt, werden sich die Probleme der Welt nicht lösen und kann letztlich überhaupt kein Problem gelöst werden“ (EG, Kapitel IV, 202). Nimmt man den letzten Satz ernst, dann heißt das: Auch die Kirche kann ihre eigenen Probleme

me nicht lösen, wenn sie nicht für eine Bewältigung der genannten Probleme kämpft. Diese Verknüpfung müsste die gesamte pastoral-diakonische Praxis der Kirche umkrempeln.

Sein klares Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung der für die Kapitalverwertung unnützen Menschen und der Vergötzung des Geldes wird an mehreren Stellen durch anthropologische Reflexionen begründet. Es könnte daher der Anschein entstehen, dass die Analyse des Fetischcharakters von anthropologischen Überlegungen übermalt wird, wie sie sich in letzter Zeit vor allem im Begriff der Gier artikulieren. Selbst wenn es die Gier des Menschen nach Macht und Reichtum nicht gäbe, würde sich das Wesen des Kapitalismus nicht ändern. Der Papst weicht also nicht auf das Gebiet einer theologischen Anthropologie aus, sondern legt die Instrumentalisierung dieses anthropologischen Defizits durch die kapitalistische Wirtschaftsweise offen. Das Kapitalverhältnis aktiviert das latente Laster der Gier und bringt es zu voller Blüte. Die anthropologische Reflexion ist aber auch deswegen nicht abwegig, weil das Kapitalverhältnis vom Menschen erzeugt wird und seine Folgen daher in den Bereich menschlicher Verantwortung fallen. Marx hat mit dem Begriff der Entfremdung in den »Pariser Manuskripten« zum Zusammenhang von Ökonomie und Anthropologie hilfreiche Klärungen vorgenommen. Vielleicht entdeckt Papst Franziskus bald auch den theologischen Nutzen dieses Begriffs, wie es schon beim Fetisch der Fall ist.

## Solidarität mit den Unterdrückten

Wie ein roter Faden durchziehen das Thema Armut und die Option für die Armen, deren Bedeutung gleich verdeutlicht wird, die bisherigen Stellungnahmen des Papstes und auch das neue Lehrschreiben: „Die Armen sind die ersten Adressaten des Evangeliums“ (EG, Kapitel I, 48). Der Bezug auf sie hat bei Franziskus im Unterschied zu vielen seiner anderen Äußerungen jedoch keinen metaphorischen, sondern einen sozialanalytischen und theologischen Charakter. Der Kampf gegen die Armut ist einer um die Subjektwerdung der Armen. Diese sind nicht das Objekt rührseligen Mitleids und karitativer Betreuung, worauf sich

auch problemlos konservative und reaktive Kreise der Kirche einlassen können, da sie mit vielen guten Werken auch etwas für ihr ewiges Leben tun möchten.

Wegen der oft vorkommenden und häufig zitierten „Option für die Armen“ sei kurz noch etwas zu deren soziologischem und theologischem Status angemerkt. In den einschlägigen Texten kommt meist die ausführlichere Wendung „vorrangige Option für die Armen“ vor. Das bedeutet, dass mit dieser Option Prioritäten gesetzt werden. Die Situation der Armen und deren Ursachen müssen berücksichtigt werden, bevor eine befreiende Evangelisierung in Gang kommen kann. Bereits Thomas Münzer predigte seinen Bauern: „Man kann euch nicht von Gott reden, solange ihr in Knechtschaft lebt.“ Nur im Kampf und der Solidarität mit den Armen wird vermieden, dass aus dem Trost des Evangeliums billige Vertröstung wird. Implizit enthält die Option für die Armen auch das Verständnis der Armen als durch das System arm gemachte, also als ökonomische Klasse, was über ihre Wahrnehmung als verelendete Masse weit hinausgeht. Der Papst geht zwar nicht explizit darauf ein, weiß aber sehr wohl, und dies nicht nur aus Lateinamerika, dass die Kirche sich nicht aus den Klassenkämpfen der Gegenwart heraushalten kann. Dafür liefert das Geheiß seiner Gegner einen nachdrücklichen Beleg. Dies bedeutet keineswegs, dass die Kirche die Reichen verachtet, oder sogar ihr Feind ist: „Universale Liebe bemüht sich vielmehr, in Solidarität mit den Unterdrückten auch die Unterdrückten von ihrer Macht, ihren Ambitionen und ihrem Egoismus zu befreien“, heißt es beim peruanischen Befreiungstheologen Gustavo Gutiérrez.

Genau in diesem Sinne benennt Franziskus das Problem der Armut und der Existenz derselben auch als ein zentrales theologisches Problem und damit als eine radikale Herausforderung für das Selbstverständnis der Kirche. Er schreibt: „Die evangelisierende Gemeinde stellt sich durch Werke und Gesten in das Alltagsleben der anderen, verkürzt die Distanzen, erniedrigt sich nötigenfalls bis zur Demütigung und nimmt das menschliche Leben an, indem sie im Volk mit dem leidenden Leib Christi in Berührung kommt“ (EG, Kapitel I, 24). Was hier in theologischer Sprache formuliert ist, bedeutet nichts anderes, als dass die

Kirche ihre eigentliche Existenz in der Solidarität mit den Leidenden und Unterdrückten findet. Jede Kirche, die von diesem Kriterium absieht, und die frohe Botschaft nicht als materialistische frohe Botschaft verkündet – Ende von Armut, Ausbeutung und Unterdrückung –, also praktisch werden lässt, verfehlt ihr Wesen.

Wer seine Kapitalismuskritik, die Option für die Armen und das daraus resultierende Verständnis der Kirche und ihres Dienstes für die Menschen ernst nimmt, kann nicht übersehen, wie nah sich Franziskus an der Praxis und den theologischen Grundlinien der Befreiungstheologie befindet, auch wenn er mit guten Gründen vermeidet, diese Nähe explizit hervorzuheben. Das erkennen auch seine vielen Gegner im Vatikan, die sich, wie z. B. der Präfekt der Glaubenskongregation und Ratzinger-Intimus Erzbischof Gerhard Ludwig Müller<sup>1</sup>, verzweifelt bemühen nachzuweisen, dass der Papst gerade kein Anhänger der Befreiungstheologie sei. Dies wird in einer schon peinlich zu nennenden Vereinnahmung von Gutiérrez zugespitzt. Es ist der allerdings hoffnungslose Versuch, zwischen einer „guten“, weil nichtmarxistischen, und einer „bösen“, weil marxistischen, Befreiungstheologie zu unterscheiden. Franziskus weiß natürlich um die Wirkmächtigkeit des Antikommunismus. Und auf den gegen ihn gerichteten Marxismusvorwurf antwortet er: „Die marxistische Ideologie ist falsch. Aber in meinem Leben habe ich viele Marxisten kennen gelernt, die gute Menschen waren. Deshalb fühle ich mich nicht beleidigt.“ Kann man das als Distanzierung verstehen, ohne zu wissen, was er mit „marxistischer Ideologie“ meint, die er sicherlich von marxistischer Theorie auseinander halten kann, denn „die Unterscheidung der Geister“ ist seine gut trainierte Fähigkeit als Jesuit. Vor diesem Hintergrund entfaltet er in einem Interview in der italienischen Tageszeitung La Stampa

<sup>1</sup> Gerhard Ludwig Müller ist zwar vom Papst als Präfekt der Glaubenskongregation in seiner Funktion bestätigt worden, wurde aber nicht zum Kardinal ernannt. Wie durchtrieben und eitel dieser Mann ist, zeigt sein Interview für Focus-Magazin, Nr. 51 (2013), das den Titel trägt: „Ich bin der erste und wichtigste Mitarbeiter des Papstes“. Man darf dieses Selbstlob nicht als eitle Überheblichkeit abtun, sondern man muss überlegen, welche theologischen Weichen damit gestellt werden sollen. Zug, wo fährst du hin?

vom 14. Dezember 2013 seine Einschätzung der weit verbreiteten Illusion, dass ein florierender Kapitalismus auch den Armen helfen würde: „Das Versprechen lautete: Sobald das Glas voll ist, würde es überlaufen und den Armen nützen. In Wirklichkeit aber geschieht etwas anderes: Sobald das Glas voll ist, wird das Gefäß auf irgendeine magische Weise größer. Daher springt für die Armen nie etwas heraus.“

## Begrenzte Hausmacht

Es ist bedauerlich, dass in der so oft beschworenen kritischen Öffentlichkeit nicht hinreichend wahrgenommen wird, wie sehr der ideologische Klassenkampf in der Kirche an Fahrt aufgenommen hat. Diese Situation wird sich noch verschärfen, wenn die angekündigten Strukturreformen, allen voran bei der skandalgeschüttelten Vatikanbank, die einer unabhängigen Aufsicht unterstellt wurde, und dem Verwaltungsapparat, durchgeführt werden und es an die Streichung von Pfründen und die Einschränkung von Machtpositionen geht: „Eine übertriebene Zentralisierung kompliziert das Leben der Kirche und ihre missionarische Dynamik, anstatt ihr zu helfen“ (EG, Kapitel I, 32), schreibt Franziskus. Im Rahmen der sich daran anschließenden Überlegungen unterstreicht er eine stärkere Rolle der nationalen und regionalen Bischofskonferenzen, denen er eine gewisse authentische Lehrautorität zuerkennt, wie es bereits das II. Vatikanische Konzil, das letzte große Reformereignis der katholischen Kirche in den Jahren von 1962 bis 1965, gewünscht hatte. Auch das Papsttum muss reformiert werden, um den aktuellen Erfordernissen der Evangelisierung besser entsprechen zu können. All das weist daraufhin, dass der Papst bereit ist, jene Strukturen in Frage zu stellen, an denen der Großteil der vatikanischen Bürokratie hängt und die das größte Hindernis einer „armen Kirche für die Armen“ ist, eine Formel, die Franziskus in direkter Anknüpfung an Papst Johannes XXIII. geprägt hat.

Ein anderes Thema bleibt neuralgisch. Franziskus ist sich auch bewusst, dass eine Erneuerung der Kirche nicht ohne eine Rehabilitierung der Frauen und ihrer Bedeutung für das Gedeihen der Kirche möglich ist. Glaubwürdig betont er immer wie-

der die Würde der Frau und fordert die Aufwertung ihrer Rolle bei der Gestaltung der Kirche. Aber dann bleibt er doch in der Frage, ob Frauen zum Priester geweiht werden können, ein Gefangener traditioneller Vorbehalte und Fehldeutungen: Frauen als Priester wird es trotz gravierenden Priestermangels so schnell nicht geben (vgl. EG, Kapitel II, 103 f.).

Viele der derzeitigen Auseinandersetzungen, Neubesetzungen von Ämtern etc. drehen sich für Nichtkatholiken um scheinbar absurde Themen, wie die Liturgiegestaltung. Aber dahinter verbergen sich heftige Machtkämpfe, in denen der Papst eine kluge, aber vorsichtige Personalpolitik zur effizienteren Durchsetzung seines Programms betreibt. So wurde beispielsweise der konservative US-amerikanische Kardinal Raymond Leo Burke nicht wieder in die Bischofskongregation berufen, die für Bischofsernennungen und Versammlungen zuständig ist – und dies ist kein Einzelfall. Allerdings darf all das nicht darüber hinwegtäuschen, dass er nur über eine begrenzte Hausmacht verfügt. Der italienische Journalist und Vatikan-Berichterstatter Marco Politi entwirft ein Szenario: „Bis jetzt sind weder in den Kurien-Abteilungen noch im Weltepiskopat eine kompakte Gruppe von Kardinälen, Bischöfen und Priestern zu sehen, die bereit wären, für Bergoglios Reformen zu kämpfen, wie es die Verfechter der Gregorianischen Reform im Mittelalter oder nach der Wende durch das Konzil von Trient getan haben. Die nationalen Bischofskonferenzen sehen tatenlos zu. Zu viele nehmen die Anstöße von Franziskus passiv entgegen. Viele Konservative warten schweigend darauf, dass er einen Fehltritt tut“ (Il Fatto Quotidiano, 6. 12. 2013). Dies mag für den Moment stimmen. Aber die römischen Demütigungen und Verfolgungen nicht nur der latein-amerikanischen Kirche des Volkes und der Befreiungstheologie haben die fortschrittlichen Sektoren der Kirche nicht zerstören können. So gibt es berechtigte Hoffnung, dass der vom Papst beklagte „graue Pragmatismus des kirchlichen Alltags bei dem scheinbar alles mit rechten Dingen zugeht, in Wirklichkeit aber der Glaube verbraucht wird“, von einer vitalen Freude am Kampf für Gerechtigkeit und Befreiung abgelöst wird. „Herausforderungen existieren, um überwunden zu werden“, sagt der Papst. In

diesem Sinne jedenfalls meldete sich die brasilianische Landlosenbewegung MST zu Wort und wünschte dem Papst am 17. Dezember alles Gute zum Geburtstag.

Kuno Füssel und Dr. Michael Ramminger sind Befreiungstheologen am Institut für Theologie und Politik (Münster); Mitarbeit in verschiedenen linken Organisationen, der Lateinamerikasolidarität und der internationalen Protestbewegung. Letzte gemeinsame Veröffentlichung: Zwischen Medellin und Paris. 1968 und die Theologie, Luzern/Münster 2009.

*Erschienen in: junge Welt, 28. Dezember 2013, Thema, S.10-11*

\*\*\*

## **Prominente US-Ordensfrau kritisiert Vatikan-Umfrage: „Wir sind an einem Scheideweg für Frauen in der Kirche“**

*„Wir sind an einem Scheideweg für Frauen in der Kirche angelangt“, schreibt die prominente 78-jährige US-amerikanische Ordensfrau Joan D. Chittister in ihrer jüngsten wöchentlichen Kolumne für „National Catholic Reporter“. Das Mitglied des Benediktinerordens ist Friedensaktivistin, Autorin von 40 Büchern und eine der führenden Persönlichkeiten der Frauenrechtsbewegung in der katholischen Kirche.*

**Sr. Joan D. Chittister.**

Der Jesuit und Philosoph Pierre Teilhard de Chardin habe geschrieben, die einzige lohnenswerte Aufgabe sei es, Zukunft zu erbauen. Chittister: „Meine Überlegung heute ist, wie man eine neue Zukunft für Frauen weltweit in der Kirche bauen kann.“

Chittister verteidigt den Feminismus: Für intelligente Männer wie Frauen bedeutet dieser nicht das Fehlen von Weiblichkeit,

keinen femininen Chauvinismus oder weibliches Machotum. Frauen wollen nicht wie Männer sein.

Ziel des Feminismus sei es, dass es jedem Mitglied der Menschheit möglich sei, ein vollwertiger Erwachsener zu werden – auf allen Ebenen der Gesellschaft mit vollen und gleichen Bürgerrechten.

## Es geht um das Ernstnehmen der Theologie der Schöpfung

Es gehe darum, die Theologie der Schöpfung ernst zu nehmen - um die Emanzipation der Frauen.

2000 Jahre nach Jesus liege diese noch im Argen.

Chittister kritisiert, dass die Frage nach der Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft keine der 39 Fragen des jüngsten vatikanischen Fragebogens sei.

Die jüngste Rede des Papstes vor dem päpstlichen Laienrat habe sich punkto Frauen vorwiegend auf deren Mutterschaft konzentriert, die bestens 20 Jahre des Frauenlebens umfasse. Was aber sei die Rolle der Frau, wenn die Kinder das Haus verlassen hätten? „Ist Muttersein das einzige, das Frauen der Welt zu geben haben? Wie geht die Welt mit diesem Verlust an Erfahrung, Intelligenz und Weisheit der Hälfte der Menschheit um? Warum werden Frauen nur über die Mutterschaft definiert, Männer jedoch nicht über die Vaterschaft?“

## Wer entwickelt eine neue Theologie?

Der Papst habe in seinem berühmten Interview mit „Civiltà Catholica“ gesagt: „Wir müssen uns anstrengen, eine tiefgreifende Theologie der Frauen zu entwickeln. Nur wenn wir diesen Schritt tun, werden wir fähig sein, besser ihre Aufgaben in der Kirche zu sehen.“

Das sei richtig, doch wer wird diese Studien betreiben? „Dieselben klerikalen und patriarchalen Typen, die das durch 2000 Jahre getan haben, als Kirchenväter sagten, dass „Frauen die Bosheit von Drachen und Naturn in sich haben“. Oder als Thomas von Aquin sie als „missratene Männer“ bezeichnete.

Mittelalterliche Theologen sahen Frauen von Natur aus als Dienerinnen, zweitrangig

in der Schöpfungsordnung, mehr emotional als rational geprägt.

## Männlicher Chauvinismus bleibt unerwähnt

Heute beklage ein Vatikan-Dokument, dass „Formen des Feminismus kirchenfeindlich und sehr besorgniserregend seien, erwähnt jedoch keinen männlichen Chauvinismus.“ Die Kirche behandle Frauen nicht als ebenbürtige eigenständige Erwachsene, geschweige denn als ebenbürtige getaufte Jünger des Herrn Jesus. Und das trotz Diakoninnen in vergangenen Jahrhunderten und trotz einer Schar von weiblichen Heiligen und Ordensfrauen, die durch Jahrhunderte den Großteil des sozialen Service-Systems der Kirche gebildet haben.

## Anthropologie, die gemeinsames Menschsein leugnet

Am Wichtigsten erscheint Chittister: „Welche Anthropologie, Theologie und Wissenschaft aus welchem Jahrhundert will man dem Frauenbild von heute zu Grunde legen? Welche feministischen Schriftsteller, Forscher, Philosophen, Theologen – Frauen wie Männer – werden die Theologie in dieser Zeit gestalten?“

„Wird es nur eine weitere Runde der ‚Männer tun dies‘ und ‚Frauen tun das‘ geben, eine doppelte Anthropologie, die Frauen nur als Pflegehelfer, die Männer hingegen als Weltgestalter sieht? Eine Anthropologie, die ein gemeinsames Menschsein leugnet?“

Tatsache sei, dass alle Religionen benutzt wurden, um Unterdrückung und Unterwerfung von Frauen zu rechtfertigen und Jahrhunderte hindurch „unsichtbar“ zu machen. Auch die christliche Religion habe nach Jesus vieles wieder gutzumachen. Nach einem UN-Bericht sind zwei Drittel der Analphabeten, der Ärmsten und der Hungernden weiblich. Das sei kein Zufall, sondern Politik. „Jemand hat irgendwo beschlossen, dass Frauen weniger wert sind und weniger brauchen als Männer. Und all das im Namen Gottes.“

## Papst muss sich für Gleichstellung der Frauen engagieren

Papst Franziskus habe durch seine Bescheidenheit die Herzen der Welt gewonnen



– wie Jesus ein Mann der Armen. „Doch ehrlich gesagt: Niemand könne behaupten, wie Jesus für die Armen zu sein, wenn er gleichzeitig nichts, rein gar nichts für die Gleichstellung der Frauen unternimmt.“

Wenn die Konferenz der Oberinnen der US-Ordensfrauen erneut bekräftigt, sich für die Frauen nach dem Bild der Bibel einzusetzen, würden sie des „radikalen Feminismus“ verdächtigt und der Häresie angeklagt.

Papsttum und Kirche von heute werden einmal an ihrem Einsatz für die Beseitigung der Armut, aber auch für die volle Würde der Frau gemessen werden.

1998 habe Johannes Paul II. den Bischöfen von Michigan und Ohio bei ihrem Ad limina-Besuch gesagt: „Die schöpferische Begabung der Frauen muss immer mehr zu einer vitalen Kraft der Kirche des nächsten Millenniums werden – so wie sie es in den ersten Gemeinschaften der Jünger Christi war.“ Chittister: „Wann soll das geschehen, wenn nicht jetzt – 15 Jahre später.“

Aus: JA, die neue Kirchenzeitung, 1/2014

\*\*\*

## **2.700 haben sich am Appell «Segen statt Brot für Homosexuelle und Geschiedene» beteiligt.**

Zürich, 17.1.14 (Kipa) Den Appell «Segen statt Brot für Homosexuelle und Geschiedene» haben nach Angaben der Initianten innert einer guten Woche rund 2.700 Personen unterzeichnet. Der am 9. Januar lancierte Aufruf mit der Liste der Unterzeichner soll jetzt dem Churer Bischof Vitus Huonder und der Schweizer Bischofskonferenz zugestellt werden. – Anlass für den Appell waren Äußerungen des Bistums Chur zum Kommunionempfang.

Unter den 2.696 Personen, die seit dem 9. Januar den Appell unterzeichnet hätten, seien viele mit einem «direkten Kirchenbe-

zug, sei es über eine Anstellung oder ein ehrenamtliches Engagement», teilten die Initianten am Freitag mit. Ihren Namen hätten auch «auffallend viele ältere Menschen» unter den Aufruf gesetzt. Es seien auch alle Regionen der Schweiz vertreten – allerdings «mit Schwerpunkt Bistum Chur».

In ungezählten Kommentaren der Unterzeichner sei «sehr viel Unverständnis, Kopfschütteln, Wut, Zorn und auch Verletztheit» zur Sprache gekommen. Auch werde immer wieder auf die «Lieblosigkeit» einer «ausgrenzenden und verurteilenden Theologie» hingewiesen, wie sie Bischof Huonder vertrete. Oder: «Menschen aus dem Bistum Chur schreiben, dass sie schon lange keinen Bischof mehr haben.»

### **«Irreguläre Situation»**

Wer in einer «irregulären Situation» lebe, könne gemäß bestehender Kirchenlehre die Kommunion nicht empfangen, erinnerte das Bistum Chur am 4. Januar in der Auswertung seines Fragebogens zu Ehe und Familie, den seine Mitarbeitenden im Hinblick auf die Bischofssynode vom kommenden Oktober ausgefüllt hatten. Einzelne, die in einer «irregulären Situation» lebten, sollten vom Priester gesegnet werden, meinte das Bistum Chur. Es schlug vor, dass wer zum Beispiel als Homosexueller, als wiederverheiratet Geschiedener, als im Konkubinat Lebender oder als Nutzer von künstlicher Empfängnisverhütung in einer «irregulären Situation» lebe, beim Kommuniongang vor den Priester treten solle, dabei die Arme verschränke und so signalisiere, dass er aus bestimmten Gründen keine Kommunion empfangen dürfe. Darauf werde diese Person vom Priester gesegnet.

### **«Beschämende Geste»**

Für die Unterzeichner des Appells «Segen statt Brot für Homosexuelle und Geschiedene» geht das in keiner Weise an. «Mit der beschämenden Geste der verschränkten Arme werden die Menschen – öffentlich – als mangelhaft beziehungsweise 'irregulär' ausgewiesen», heißt es im Appell. Es sei «zutiefst demütigend und anmaßend, «völlig unbescholtenen Menschen, deren einziges 'Vergehen' darin besteht, dass sie sich lieben, dass sie für ihre Sexualität Verantwortung übernehmen und es nach einer

gescheiterten Beziehung nochmals versuchen, von der Gemeinschaft auszuschließen, die miteinander das Brot teilt.»

«Fraglos in die offene Hand gelegt» erhalte hingegen von der Kirche die Hostie, wer «als katholischer Machthaber in Politik und Wirtschaft Kinder, Frauen und Männer, insbesondere arme, durch Zustände der Ungerechtigkeit leiden lässt», heißt es im Aufruf weiter.

Initiantinnen des Appells sind Simone Curau-Aeppli, Unternehmerin, Lektorin und Kommunionhelferin aus Weinfelden TG, sowie die Theologinnen Regula Grünenfelder (Zug) und Jacqueline Keune (Luzern). (kipa/com/arch/job)

\*\*\*

## Georg Gänswein im Gespräch

*Franziskus fliegen die Herzen zu. Wie gelingt ihm das?*

Die Frage habe ich mir schon oft gestellt. Er hat bei allem, was er tut und sagt, Rückenwind. Bei Rückenwind fliegt alles in eine Richtung. Seine Herzlichkeit ist echt und keine strategische Aktion.

*Wollten die Kardinäle einen Bruch?*

Diese Vermutung halte ich für abwegig. Ich weiß nicht, ob die Kardinäle alle wussten, wen sie wählen. In der Art und Weise, wie Franziskus das Petrusamt ausübt, kann ich aber keinen Bruch in der Substanz erkennen. Unterschiede in der Form gibt es, weil die beiden Päpste unterschiedliche Persönlichkeiten mit unterschiedlichen Prägungen sind.

*In „Evangelii Gaudium“ fordert Franziskus eine „Neuausrichtung des Papsttums“ und eine „wirksamere weibliche Gegenwart in der Kirche“.*

Die Stärke von Papst Franziskus ist sicherlich neben seiner einnehmenden Gestik seine reiche Bildersprache. Ein prägnantes Bild aber kann nie ganz die gesamte Wirk-

lichkeit einfangen. Bei der verstärkten weiblichen Präsenz denken viele sofort an die Ämterfrage. Mir ist aber keine Äußerung von Papst Franziskus bekannt, dass er in dieser Hinsicht Änderungen vornehmen will - genauso wenig wie zuvor Papst Benedikt.

*Das Diakonat der Frau wird es also unter Franziskus nicht geben.*

Halte ich für ausgeschlossen.

*Franziskus ruft dazu auf, in der Kirche wagemutig und kreativ zu sein. Ist er der Papst der Reformkatholiken, während Benedikt der Papst der Traditionskatholiken war?*

Manche Kräfte, auch und gerade in Deutschland, möchten Franziskus gerne vor ihren eigenen Karren spannen. Ich glaube aber kaum, dass der Papst sich in seinem Pontifikat von gewissen deutschen Initiativen drängen lässt. Er hat eine andere Agenda.

*Aus „Cicero“ 1.2014*

*Georg Gänswein ist Kurienerzbischof der römisch-katholischen Kirche, Präfekt des Päpstlichen Hauses und einer der beiden Privatsekretäre des Papstes.*

\*\*\*

Eduardo Febbro - Pagina 12/ Argentinien

## "Die Vorboten des Frühlings sind da"

Interview mit dem brasilianischen Theologen Leonardo Boff

Boff ist überzeugt, dass mit Papst Franziskus nicht nur ein Mann aus der Ferne kam: durch seine Weltsicht kamen eine andere Philosophie des Lebens, der Politik, eine andere pastorale Praxis, eine andere

Soziologie, ein anderes Christentum im Vatikan an.

Zärtlichkeit gepaart mit Intelligenz wecken Angst. Wenn man dem brasilianischen Theologen Leonardo Boff zuhört, lernt man schnell verstehen, warum sein Freund Josef Ratzinger ihn aus der Kirche drängte, als er eines der Gründungsbücher der Theologie der Befreiung „Kirche, Charisma und Macht“ veröffentlichte.

Lange bevor Ratzinger Papst wurde, war er ein Freund von Leonardo Boff, aber als der strenge deutsche Theologe begann, die Leiter vatikanischer Macht hinaufzuklettern, zögerte er nicht, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um Leonardo Boff auf den gleichen Stuhl zu setzen, auf dem viele Jahrhunderte zuvor Galileo Galilei vom Heiligen Stuhl verurteilt wurde. Leonardo Boff zahlte den Preis für seine Gedanken. Er verlor das Recht, das Priesteramt auszuüben.

Viele Jahre sind vergangen und viele Schlachten liegen hinter ihm, aber Leonardo Boff hat nicht ein Quentchen jener Intelligenz verloren, die die Dinge in einer Mischung aus Rationalität und jugendlicher Erkenntnisfreude betrachtet. Die Umgebung seines Hauses in Petropolis ist idyllisch, üppig und so mitreißend wie die Gedanken, die dieser 75jährige mit der Frische eines Jugendlichen darlegt. Mit dem Titel "Papst der kleinen Leute" wählte das "Time-Magazine" Papst Franziskus zur Person des Jahres. "Was diesen Papst so bedeutend macht, ist die Geschwindigkeit, mit der er die Vorstellungskraft von Millionen erobert hat, die es aufgegeben hatten, auf die Kirche zu hoffen", schreibt Time.

Leonardo Boff denkt fast ebenso. Das Jahr geht zu Ende, in dem Bergoglio als erster nicht-europäischer Papst der Geschichte gewählt wurde. In diesem Interview mit *Página/12* bilanziert Leonardo Boff die Hoffnungen, die Franziskus durch Taten und Andeutungen geweckt hat sowie die Aussichten auf Änderungen, die am Horizont sichtbar werden. Der brasilianische Theologe ist überzeugt, dass mit Papst Franziskus nicht nur ein Mann aus der Ferne kam: mit seiner Vision kamen eine andere Philosophie des Lebens, der Politik, eine andere pastorale Praxis, eine andere Soziologie, ein anderes Christentum im Va-

tikan an, die ihre Wurzeln im lateinamerikanischen Kontinent haben.

- - - -

*Monate sind bereits vergangen, aber Franziskus sorgt mit seiner Art immer noch für Überraschungen. Wie analysieren Sie diesen besonderen Moment des Katholizismus, in dem eine Gestalt fast alle Gravitationszentren des Vatikans verlagert?*

Wir befinden uns in einer völlig neuen Situation. Wir kommen aus einem sehr harten und strengen Winter mit Johannes Paul II. und Benedikt XVI. Jetzt bemerken wir den Frühling mit seinen Blüten und Früchten. Franziskus ist ein überraschender Papst, dem täglich neue Dinge einfallen. Es ist das erste Mal, dass ein Papst nicht aus der alten europäischen Christenheit stammt, sondern aus der Peripherie bzw. aus Lateinamerika. Die Kirchen Lateinamerikas waren Spiegelbilder, während die Kirchen Europas die Originale darstellten. Jetzt nach 500 Jahren werden unsere Kirchen selbst Originale. Unsere Kirchen haben ihre eigenen Traditionen, Reflexionen, Liturgien, sie haben eine Art des Christentums geschaffen, das eng mit Befreiung und gesellschaftlichem Engagement verbunden ist.

Aus diesem geistigen, politischen und religiösen Nährboden stammt Papst Franziskus. Der neue Papst hat eine andere Art von Botschaft, nicht die des altgewordenen, doktrinären, disziplinarischen Christentums. Jetzt geht es um ein Christentum von umfassender Gemeinschaft mit allen Menschen, das frei ist von kastrierender Doktrin und eine Botschaft vermittelt, die auf Einfachheit und Armut basiert. Das ist in der Geschichte des Papsttums beispiellos. Beachten Sie, dass nur 24 Prozent der Christen in Europa leben, 62 Prozent in Lateinamerika und die übrigen in Asien und Afrika. Das bedeutet, dass heute das Christentum eine Religion der Dritten Welt ist. Es hatte seine Wurzeln in der Ersten Welt, aber das ist vorbei. Franziskus ist sich dessen wohl bewusst. Deshalb verfügt er über schöpferische Phantasie und ist in der Lage zu sagen, "Änderungen sind nötig". Ich setze sehr auf seine Phantasie, seine Freiheit, sein Herz, seine spirituelle Freiheit. Die Kirche braucht Herz, nicht Macht. Wo Macht regiert, findet man weder Liebe noch

Compassion. Franziskus kann lieben und empfindet Compassion. Und will von Macht oder Traditionen nichts wissen.

*Ist für Sie also Franziskus ein kämpferischer Papst?*

Ich glaube, Franziskus verbindet zweierlei: die Zärtlichkeit eines Franziskus und die Disziplin eines Jesuiten. Er ist Franziskaner, insofern er bescheiden und wie die kleinen Leute lebt, aber er ist ein Jesuit mit der Rationalität der Moderne: er analysiert Phänomene, identifiziert die Hauptursache, und wenn er sie klar hat, interveniert er mit Entschlossenheit. Ich glaube, der Papst kombiniert Zärtlichkeit und Kraft auf glückliche Art. Das brauchen wir in der Kirche. Nach außen verhält er sich wie ein guter Pastor, nach innen ist er sehr rigoros. Als er in Rio de Janeiro war, hat er die schärfste Rede für Bischöfe und Kardinäle gehalten.

Er sagte ihnen, sie seien weder innerlich noch äußerlich arm, sie gingen hart mit den kleinen Leuten um und seien unfähig, eine Revolution der Zärtlichkeit, der Compassion, der Beziehung auf Gegenseitigkeit mit den einfachen Menschen zu entwickeln. In Rom sagt er dasselbe: die Amtsträger der Kirche müssten aus der Festung heraus zu den einfachen Leuten hingehen, und die kleinen Leute müssten kommen und sich zu Hause fühlen können. Die Kirche ist nicht dazu da, irgendjemanden zu verurteilen, sondern zu akzeptieren, zu vergeben, Hoffnung zu wecken und Mitgefühl zu empfinden mit jenen, die in Schwierigkeiten stecken. So charakterisiert Franziskus die Kirche auf schönste evangeliumsgemäße Weise.

*Glauben Sie, dass Franziskus die Kirche wirklich reformieren kann?*

Ich denke, dass Franziskus bereits das Papstamt reformiert hat, bevor er die Reform der Kurie und der Kirche angeht. Dieser Papst pflegt einen anderen Stil. Das Papstamt verfügt über ein Ritual in Kleidung und Machtsymbolen. Franziskus gab all das auf und tat das Gegenteil: er hat es geschafft, das Papstamt seinen Überzeugungen und Gewohnheiten anzupassen. Deshalb gab er alle Insignien der Macht auf. Er sagte: "Die Kirche muss arm wie Jesus sein." Petrus besaß keine Bank und Jesus hat von Buchführung nichts verstan-

den! Jesus war ein Prophet, der Glaube und Hoffnung weckte. Franziskus belebt die älteste Tradition der Kirche wieder und weigert sich, sich als Papst zu bezeichnen. Papst ist einer der Kaisertitel. Franziskus versteht sich als Bischof von Rom, der die Kirche in der Liebe leitet, nicht mit dem Kirchenrecht. Das ändert alles.

Franziskus ist mehr als ein Name: Es ist ein Projekt von Kirche, von einer einfachen, solidarischen Gesellschaft, das Projekt einer freiwilligen Einfachheit und einer geteilten Genügsamkeit. Möglicherweise wird dies eine Krise mit Bischöfen und Kardinälen provozieren. Sie halten sich für Kirchenfürsten, aber davon will der Papst nichts wissen. Franziskus will den Katakombenpakt erneuern, den am Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils 40 Bischöfe schlossen, als sie sich in den Katakomben versammelten und ein Gelübde ablegten, in Armut zu leben, aus den Palästen ausziehen und mitten unter den Leuten zu leben. Das ist die Idee für die gesamte Hierarchie der Kirche. Darin besteht für mich die große Revolution von Franziskus.

*Mit welchen Kräften kann Franziskus die tiefsitzenden üblen Tendenzen der Kirche ändern? Bis jetzt hören wir eine sehr begeisterte pastorale Botschaft, aber zu einer umfassenden Umgestaltung bedarf es eines großen Schrittes. Kann er sich auf die Theologie der Befreiung stützen, die Johannes Paul II. und Benedikt XVI. so heftig bekämpft haben?*

Er ist ein sehr intelligenter Papst. Franziskus hat die Konservativen heftig kritisiert. Am 11. September hat er sich mit Gustavo Gutiérrez (einem anderen Inspirator der Befreiungstheologie) getroffen. Das scheint mir zur Unterstützung dieser Theologie sehr wichtig, die in gewisser Weise zu dem Ort gehört, aus dem er stammt. Argentinien hat eine eigene Theologie der Befreiung, die Theologie der Kultur der einfachen Leute. Franziskus hat sich auf diese Theologie gestützt. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Befreiungstheologie insofern, als sie nicht den Klassenkampf thematisiert, sondern Themen bearbeitet wie die dominierende Kultur, die dominierte Kultur und die Kultur des Schweigens, die befreit werden muss. Auf dieser Linie bewegt er sich. Und daher stammt das, was er an Neuem bringt. Er hat bereits acht Kardinä-

le aus der ganzen Welt ausgesucht, um eine Instanz der Entscheidungsfindung zu schaffen.

Es wäre fantastisch, wenn Franziskus Frauen bitten würde, die Geschicke der Kirche im Lichte der Globalisierung zu lenken. Bisher war das Christentum etwas Okzidentales (etwas Abendländisches), das immer akzidentaler (also nur noch zum Anhängsel des Westens) wurde. Es muss jetzt globalisiert werden. Um global zu sein, muss es andere Dimensionen haben. Die Kirche hat ihren Platz in der Globalisierung noch nicht gefunden. Die Kirche ist sehr romanisiert und eurozentrisch geworden. Doch Franziskus hat die Weltsicht des Jesuiten Franz Xaver, des China-Missionars, dergemäß die Kirche aus sich herausgehen muss. Der beste Weg in meinen Augen wäre, ein Netzwerk von Kirchen und Gemeinschaften zu knüpfen, die sich alle in den verschiedenen Kulturen inkarnieren und chinesische, japanische, afrikanische und lateinamerikanische Charakterzüge annehmen. Das ist eine andere Art von Präsenz der Kirche, nicht als Machtinstanz, sondern als eine Instanz zur Unterstützung alles Menschlichen.

Das Christentum verbündet sich mit anderen Religionen und mit anderen spirituellen Wegen und verzichtet auf seinen privilegierten Ausnahmeanspruch, die einzig wahre Kirche und die einzig gültige Religion sein zu wollen. Nein. Das Christentum steht an der Seite der anderen Religionen, um menschliche Werte zu bestärken und um unsere bedrohte Zivilisation zu retten.

*Aber der Vatikan hält an seinem traditionellen Diskurs fest.*

Ja, ich glaube, er wird auch weiterhin am traditionellen Diskurs der Verteidigung des Lebens gegen die Abtreibung festhalten, aber mit einem Unterschied: Zuvor war es verboten, die Fragen der Sexual- und Familien-Moral, des Priesterzölibats oder des Priesteramtes für Frauen zu diskutieren. Kein Kardinal, Bischof oder Theologe durfte darüber reden. Bei Franziskus ist das nicht so, er hat die Diskussion zugelassen. Er wird eine breite Diskussion in der Kirche eröffnen und Elemente aufgreifen, die dann weltkirchlich wirksam werden. Franziskus hat bereits viele Räume offen gemacht. Ich weiß nicht, wieweit er damit kommt, aber es wird eine breite Diskussion

in der Kirche geben. Möglicherweise gelingt es, den lokalen Kirchen, zum Beispiel in Afrika, wo andere Stammeskulturen auch ein anderes Verhältnis zur Sexualität haben, auch eine andere Gestalt der christlichen Utopie zu gestatten, eine Form zu entwickeln, die nicht ausschließlich okzidental bestimmt ist. Bis heute haben wir nur eine bestimmte Art des Christseins, aber es gibt auch andere.

In Lateinamerika stellen wir unter Beweis, dass ein europäisch-afro-indigenes Christentum möglich ist, eine Mischung aus den drei großen Kulturen. Deshalb hat hier die Kirche andere Gesichtszüge, ist wesentlich offener und stärker in den Veränderungsprozessen engagiert, die dem einfachen Volk zugute kommen. Das müssen wir in der gesamten Weltkirche zur Geltung bringen, denn die weltweite Ungerechtigkeit ist immens. Und dieser Papst ist für die Menschen "ganz Unten", für die "Unsichtbar-Gemachten" sehr sensibel. Die sind für ihn das Zentrum.

*Seit dem Rücktritt von Papst Benedikt XVI. ist bereits einige Zeit vergangen. Dieser Vorgang bedeutete für die Katholiken der Welt ein großes Erdbeben. Wie deuten Sie heute diesen Moment des Bruchs, ohne den Papst Franziskus nie auf den Stuhl Petri gekommen wäre?*

Ich glaube, als Benedikt XVI. den Bericht von über 300 Seiten las, der über die innere Lage der Kirche informierte, ob nun über die Probleme der Vatikan-Bank oder über die Sex-Skandale, in die auch Bischöfe und Kardinäle verwickelt waren - ich glaube, dass ihn das zutiefst getroffen hat. Benedikt XVI. spürte, dass er weder die körperliche noch geistige noch spirituelle Kraft hatte, ein solches Durcheinander zu bekämpfen. Dieses Problem kam nicht von Außen, von der Gesellschaft, nein: das Problem kam aus dem Innern der Kirche, aus ihrer eigenen Zentrale, aus der römischen Kurie. Das hat ihn schockiert. Benedikt war bescheiden genug anzuerkennen, dass jemand anders kommen musste, um mit mehr Kraft, mit mehr Entschlossenheit und mit einem anderen Kirchenverständnis ein Klima von Hoffnung und Glaubwürdigkeit zu schaffen, das die Kirche völlig verloren hatte.

*Die Vatikanbank und alle mit ihr verbundenen Skandale waren einer der Auslöser*

*für den Rücktritt von Benedikt XVI. Kaum im Amt ergriff Papst Franziskus die ersten Maßnahmen, die gerade die Bank betrafen. Glauben Sie, dass er die Reform dieses Finanzinstituts, das mit der Mafia und undurchsichtigen Geldgeschäften zu tun hat, zustande bringen kann?*

In der Vatikanbank liegt viel Geld einer Mafia, die von Führungspersonlichkeiten in der römischen Kurie mitgetragen und gestützt wurde. In diesem Sinne besteht ein Risiko, dem der Papst ausgesetzt ist. Wenn die Mafia sich angegriffen fühlt, ist sie in der Lage, Verbrechen zu begehen und Menschen zu beseitigen. Deshalb ist es sehr klug, dass der Papst nicht in den päpstlichen Gemächern wohnt, sondern im Gästehaus; es ist auch sehr klug, nicht alleine zu essen, sondern mit vielen Menschen zusammen. Franziskus selbst hat darüber geschertzt, dass es so viel schwieriger wäre, ihn zu vergiften. Aber darüber hinaus glaube ich, dass Franziskus eine Dynastie von Päpsten aus der Dritten Welt, aus Afrika, aus Asien, aus Lateinamerika eröffnen wird. Auf diese Weise wird der Katholizismus mit Werten anderer Kulturen angereichert, die nie respektiert, sondern immer kolonisiert wurden.

Das Christentum in Lateinamerika ist ein Christentum der Kolonisierung. Wir haben viele Anstrengungen unternommen, um unser eigenes Christentum zu schaffen, mit unseren eigenen Heiligen, mit unseren eigenen Märtyrern. Unser Christentum hat nun sein eigenes Gesicht, nicht mehr das alte europäische Gesicht. Das wird dazu verhelfen, das Christentum zu einer anregenden Idee für die gesamte Menschheit werden zu lassen, nicht nur für die Christen. Unser Christentum verfügt über ein anderes Element von Ethik, von Menschlichkeit, von Spiritualität für eine äußerst materialisierte und technologisch hochentwickelte Welt. Franziskus verkörpert diesen Kontrapunkt, diese Dimension. Sein Projekt hat Zukunft.

*efebbro@pagina12.com.ar*

*Quelle:*

*<http://www.redescristianas.net/2013/12/16/entrevista-al-teologo-tercermundista-y-ecologista-brasileno-leonardo-boff-llego-la-primavera-con-sus- frutos-eduardo-febbro/>  
Übersetzung aus dem Spanischen: Norbert Arntz, Kleve*

\*\*\*

Marco Politi

## **Franziskus - die Erschöpfung eines einsamen Papstes**

Ein Schwindelgefühl, die Absage eines Treffens, ein scharfer Kommentar zu den Entscheidungen des neuen Papstes. Am Mittwoch war während einiger Stunden wegen Papst Bergoglio eine Alarmglocke zu hören. Nach der Generalaudienz auf dem Petersplatz - die Temperatur war kalt - spürte Franziskus bei der Drehung des Kopfes einen Schwindel. Das leichte Unwohlsein zwang ihn, sich zur Ruhe zu begeben und deswegen das Treffen mit Kardinal Angelo Scola abzusagen, der eigens aus Mailand gekommen war, um mit ihm über einen zukünftigen Besuch bei der Expo 2015 zu sprechen.

Das ist keine Kleinigkeit. Scola war im Konklave der Gegenspieler Bergoglios: natürlich nicht aus persönlichen Motiven, sondern als Exponent einer anderen Fraktion. Scola ist immer noch einer der einflussreichsten Bischöfe unter den italienischen Bischöfen, und eine gute Beziehung zu ihm ist entscheidend, um die italienische Bischofskonferenz an der Reformlinie zu orientieren, die der Papst im Sinn hat. In der Tat, Franziskus beansprucht extrem seine Kräfte. Mit seinen 76 Jahren und mit der Verantwortung für eine Organisation von über 1,1 Milliarden Anhängern hat der argentinische Papst sich in diesem Sommer nicht einen Moment Zeit genommen, um Urlaub zu machen. Anders als Johannes Paul II. hat er sich nicht mit kleinen "Fluchten" in die Natur wieder regeneriert und anders als Benedikt XVI. nimmt er sich nicht jeden Tag eine Stunde, um in den Vatikanischen Gärten spazieren zu gehen. Den Jungs von der Pfarrei St. Cyrill in Rom sagte er am vergangenen Sonntag, dass er nach dem Mittagessen ein halbstündiges Nickerchen macht und dann "wieder bis zum Abend arbeitet." Franziskus überfordert seine Kraft.

Dafür gibt es ein Motiv. Bergoglio hat das Gefühl, nicht viel Zeit zu haben. Zehn Jahre vielleicht, bevor auch er entscheiden muss, den Stab in andere Hände zu legen. Und zehn Jahre sind in der Geschichte der Kirche sehr wenig. In der Flut von Lob und Beifall, die ihn umgeben, ist der argentinische Papst einsam, sehr einsam. Würde er sich auf das Programm beschränken, das viele Kardinäle von ihm erwarten, gäbe es keine Probleme. Die Neuordnung des IOR und die Straffung der Kurie sind als technische Probleme unschwer zu bewältigen. Häufigere Konsultation der Bischöfe - wie bei den Generalversammlungen vor dem Konklave vom zukünftigen Papst gefordert - ließe sich durch häufigere Plenarsitzungen des Kardinalskollegiums und durch präzise Tagesordnungen erreichen.

Aber Franziskus tut viel mehr, als viele seiner Wähler sich vorgestellt hatten (ebenso geschah es bei Johannes XXIII.). Er will die Kurie von Grund auf neu gestalten, die Bischofssynode reorganisieren, einen neuen Ansatz für die Behandlung der Sexualitätsthematik entwickeln, den Klerus drängen, bürokratische Haltungen und selbstbezügliche Verhaltensweisen aufzugeben, den Amtsstil der Bischöfe verändern, Frauen in Leitungspositionen bringen, durch eine neue Kommission (die gestern angekündigt wurde) dem Kampf gegen Kindesmissbrauch neue Impulse geben, damit die Opfer besser geschützt sind und die Bischofskonferenzen Leitlinien erhalten. Eine Frage schwebt über dem Apostolischen Palast: Wer unterstützt Franziskus? Auf welche Kräfte kann er sich verlassen? Die Antwort lautet: unter den aktiven Geistlichen und Bischöfen gibt es keine Pro-Franziskus-"Partei" oder -"Bewegung". Ein solch korpulenter Apparat wie der kirchliche - Tausende von Bischöfen, Hunderttausende von Priestern und Ordensleuten, ein Netzwerk von großen und kleinen Machtzentren - lässt sich ohne eine starke Gruppe von treuen und engagierten Anhängern nicht reformieren.

In der Kurie gibt es noch kein Bergoglio-Team. Der neue Staatssekretär, Mons. Parolin, ist der richtige Mann (auch wegen seiner besonders priesterlichen Prägung), um mit Bergoglio zusammenzuarbeiten, aber die meisten Ämter der Kurie sind nur vorläufig besetzt.

Bis jetzt sind weder in den Kurien-Abteilungen noch im Weltepiskopat eine kompakte Gruppe von Kardinälen, Bischöfen und Priestern zu sehen, die bereit wären, für Bergoglio's Reformen zu kämpfen, wie es die Verfechter der Gregorianischen Reform im Mittelalter oder nach der Wende durch das Konzil von Trient getan haben. Die nationalen Bischofskonferenzen sehen tatenlos zu. Zu viele nehmen die Anstöße von Franziskus passiv entgegen. Viele Konservative warten schweigend darauf, dass er einen Fehltritt tut. In den großen Organisationen weiß der Apparat, dass er aus Gummi gemacht ist.

In dieser Atmosphäre säen die Aussagen des Sekretärs von Ratzinger, Mons. Gänswein, in der deutschen Wochenzeitung DIE ZEIT Beunruhigung. Die Zeitschrift schrieb, wenn auch nicht in Anführungszeichen, dass die rechte Hand von Papst Benedikt die Entscheidung von Franziskus, nicht in den päpstlichen Gemächern zu wohnen, als "Affront" wahrgenommen habe. Darüber hinaus rief Gänswein fast verzweifelt aus - und gibt damit zu erkennen, dass der Papst ja nur eine Einzelperson ist - wörtlich: "Ich warte jeden Tag von Neuem, was heute anders sein wird (als bisher)." Das ist keine Ermutigung, diese Aussage bedeutet eine Ablehnung des neuen Kurses. Franziskus ist einsam, auch wenn das Herz der Gläubigen für ihn schlägt.

*(Übersetzung: Norbert Arntz)*

*aus: Il Fatto Quotidiano, 6. Dezember 2013*

\*\*\*

Irmgard Rech

## **Römisch-katholische Priesterinnen als Pionierinnen einer zukünftigen Kirche**

Eine Buchbesprechung

---

Der derzeit vielgelesene französische Philosoph Michel Serres stellt in seiner kleinen Schrift „Erfindet euch neu“ als zukunftsweisendes Ereignis aus den letzten Jahr-

zehnten den „Sieg der Frauen“ heraus. Er bezeichnet die Frauen als „fleißiger und ernsthafter in der Schule, im Krankenhaus, im Unternehmen etc. als die herrschenden, arroganten und schlaffen Männer es sind.“ Auf paradoxe Weise berichtet auch ein kleines Bändchen, das im vergangenen Jahr im LIT Verlag erschienen ist, vom Sieg der Frauen. Die herrschenden Männer der katholischen Kirche verweigern zwar nach wie vor ihren Schwestern jedes Weiheamt – und das bei wachsender Anzahl priesterloser Gemeinden – aber inzwischen haben Frauen das Argumentieren, Bitten und Streiten beendet und Tatsachen geschaffen. Wie mutig diese Frauen waren, die sich dem frauendiskriminierenden Gesetz ihrer Kirche nicht gebeugt haben, und was sie bis heute erreicht haben, das dokumentiert dieses Buch:

**Ida Raming, Römisch-katholische Priesterinnen. Realität in der gegenwärtigen und zukünftigen Kirche, LIT Verlag Berlin 2013**

Am 29. Juni 2002 geschah die Priesterweihe von Frauen durch einen katholischen Bischof, ein Ereignis, dessen desavouierend-aufklärerische Folgen für die Männerkirche durch diese Veröffentlichung erst so recht ins Bewusstsein dringen. Ida Raming ist eine der sieben Frauen aus Österreich und Deutschland, die damals öffentlich von einem Bischof zur Priesterin ordiniert wurden. Die Glaubenskongregation drohte sofort mit der Exkommunikation, weil die Frauen gegen „die göttliche Verfassung der Kirche“ verstoßen und im Widerspruch zur „endgültigen Lehre der Kirche“ gehandelt hätten. Keine der Frauen bereute oder widerrief die Tat. Sie bestanden auf ihrer Berufung und setzten dabei auf c. 1024 CIC, wo es heißt: „Die Taufe ist die Eingangspforte zu den Sakramenten“, also doch wohl auch für das Sakrament der Priesterweihe, und nicht, wie in c. 1024 festgelegt, das männliche Geschlecht. So deuten die Frauen ihre Ordination als gültig, wenn auch *contra legem* (unerlaubt). Inzwischen hat sich die Priesterinnenbewegung über die englischsprachigen Länder bis nach Afrika und Lateinamerika ausgedehnt.

## Die zentrale Bedeutung der Frauenordination für eine erneuerte Kirche

Wie der Titel des Buches schon belegt, ist die promovierte Theologin und Priesterin Ida Raming sichtlich um Sachlichkeit, aber auch um Klarheit bemüht. Ausgangspunkt bleibt die erfreuliche und bis jetzt nie dagewesene Tatsache, dass es die Priesterinnen in der katholischen Kirche schon gibt und deren Zuversicht, dass es sie auch in Zukunft geben wird. In einem ersten Teil werden die Stimmen für und gegen die Frauenordination nach heutigem Wissensstand geprüft, ihre „zentrale Bedeutung“ für eine erneuerte Kirche herausgestellt und der Weg der Pionierinnen seit dem II. Vatikanum dokumentiert bis hin zur internationalen Bewegung RCWP. In einem zweiten Teil werden die Eingaben von Frauen an die noch von „massiver Frauenfeindlichkeit“ geprägten Konzilsväter vorgestellt, darunter auch die von Ida Raming selbst und ihrer Mitkämpferin Iris Müller, damals Theologiestudentinnen in Münster, und die sofort einsetzende kirchliche Abwehr mit ihren stereotypen Einwänden bis hin zum endgültigen Nein Johannes Pauls II. im Apostolischen Schreiben *Ordinatio Sacerdotalis* vom Rang eines „Quasidogmas“. Zum Schluss werden Dokumente wiedergegeben, welche bedeutungsvolle Etappen der Priesterinnenbewegung aufzeigen und als „kostbare Zeugnisse der Erinnerung“ gelten.

Von kirchenhistorischem Wert ist die „Erklärung anlässlich der Frauenordination in Österreich (29. Juni 2002)“. Darin sprechen Dr. theol. Iris Müller und Dr. theol. Ida Raming von dem „schweren Gewissenskonflikt“ der Weihelikandidatinnen, aus dem heraus sie sich entschieden haben, ihrer gefühlten Berufung zum Priesteramt zu folgen, weil sie die dem Verbot „zugrunde liegende kirchliche Lehre“ als „eine schwere Missachtung der Personen- bzw. Menschenwürde der Frau und ihrer christlichen Existenz“ sehen. Lehre und Ausschluss betrachten sie als „eine Irrlehre (Häresie)“, die „der römisch-katholischen Kirche und ihrer Glaubwürdigkeit vor aller Welt schweren Schaden zufügt.“ Ihr Akt der unerlaubten Ordination soll ein „prophetisches Zeichen des Protestes“ sein, der



der Kirche „eine neue Zukunftsperspektive eröffnen“ will.

## Schmerzhafte Verletzungen

Zwei Texte aus diesem Schlussteil sind besonders ergreifend, die Rede Ida Ramings zum Tode ihrer langjährigen Freundin Iris Müller und eine Sammlung von gefühlten und geäußerten Protestsätzen, aus denen Mut und Stolz, aber auch die schmerzhaften Verletzungen zu ahnen sind, welche die Brüder im Amt ihren Schwestern zugefügt haben. „Sie treten uns zu Boden – werfen uns weg wie Unrat.“ Die verstorbene Theologin Iris Müller, eine katholisch gewordene Protestantin aus der DDR, die sich für die Überwindung der Frauendiskriminierung nicht nur im Christentum, sondern auch in den anderen Religionen eingesetzt hat, bekam diese Verachtung an der Universität Münster schon früh zu spüren, indem ihr die kirchliche Anstellung verweigert wurde. Obwohl in ihrem ererbten evangelischen Glauben Frauen längst Pfarlerin sein konnten, blieb sie der katholischen Kirche treu, die ihre Priesterweihe „in eine Reihe mit dem durch Kleriker begangenen Delikt des sexuellen Missbrauchs mit Minderjährigen“ gestellt hat. So geschehen im Dekret der Kongregation für die Glaubenslehre vom 29. März 2008. (S. 30)

## Das Priestertum in gewandelter Form

Wie das gelebte Priestertum der Frauen - mehrere sind inzwischen auch Bischöfinnen geworden - aussieht, zeigt eine Reihe von Schwarz-Weiß-Fotos. Keine Heraushebung Einzelner, kein Triumphalismus der Gewänder, wie wir ihn von Primizbildern kennen. Es sind die stillen, segnenden oder helfenden Gesten, die das frauliche Heilswirken im Sinne Jesu zeigen. Die geweihten Frauen dienen in Gemeinden, die ihr Charisma anerkennen, ihre seelsorgerische Begleitung suchen. Sie wehren sich gegen den Vorwurf, ihre Weihe zementiere die alte Kleruskirche, wie es Norbert Scholl kommentiert hat. Sie leben ihr Priestertum in einer gewandelten, an der neutestamentlichen Botschaft orientierten Form, das sich von dem von Männern gelebten unterscheidet. Sie leisten keinen Gehorsamseid,

den sie für „die Reformunfähigkeit der Amtskirche“ verantwortlich machen, verpflichten sich nicht auf das Zölibat (einige sind verheiratet) und verdienen ihren Lebensunterhalt durch Berufarbeit. Einen Bischof zu finden, der sie gültig ordiniert, war ihnen um der kirchenpolitischen Bedeutung willen wichtig. Eine Ordination durch die Gemeinde hätte keine Aufmerksamkeit erregt.

## Herrscher über die Gewissen

Durch die Präsenz eines, aus der im Gewissen erfahrenen Berufung heraus gelebten Frauenpriestertums innerhalb der katholischen Kirche, gerade *contra legem*, sind den Männern all ihre hochtrabenden Argumente aus der Hand geschlagen. Denn ihnen weiterhin das Weiheamt zu verweigern, wie es Papst Franziskus noch tut, und sie zu strafen, bedeutet jetzt, auch die Gewissen dieser Frauen zu beherrschen und ihnen tatsächlich ihre Würde als Geistbegabte zu rauben. Weiterhin darauf zu bestehen, eine männlich verfasste Kirche sei von Gott so gewollt, bedeutet jetzt, selbst Gott auf blasphemische Weise vorzuschreiben, er habe dafür zu sorgen, die katholische Kirche als einzigen Ort in der Welt zu belassen, an dem Männer den Frauen die Gleichberechtigung verbieten dürfen. Wenn eine Frau mitteilen will, sie habe 1988 an Pfingsten im Wort zum Sonntag „über die untergeordnete Rolle der Frau in unserer Kirche trotz der Zusage des Geistes an die Söhne und Töchter“ geklagt, dieser Satz aber im Bistumsblatt Paulinus aus dem Bericht gestrichen wird, wie es mir jüngst anlässlich des 60jährigen Jubiläums der Fernsehsendung geschah, wirkt dies äußerst dekuvierend.

Von den „großen Institutionen“, die ihre Mitglieder zu „unterjochten Sklaven“ gemacht haben, fordert der Philosoph Michel Serres Reformen, die eine „Entgiftungskur“ bedeuten müssten. Für ihn gleichen diese Institutionen „jenen Sternen, deren Licht uns erreicht, während sie, wie die Astrophysik uns lehrt, seit langem schon erloschen sind.“ Und die ungarische Philosophin Agnes Heller meint: „Die Frauenbewegung ist die bisher größte Revolution der Menschheit, und im Gegensatz zu allen an-

deren Revolutionen wird sie eines Tages vollendet sein.“

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Ein Standardwerk

Buchbesprechung zu: Bruno Kern, *Theologie der Befreiung*, A Francke Verlag (UTB): Tübingen u. Basel 2013, 144 Seiten

Das handliche Buch entfaltet in sechs Kapiteln auf 116 Seiten das Gesamt der Befreiungstheologie von ihrer Entstehung bis in die Gegenwart. Es informiert über die „Voraussetzungen“ (Kap. I), „Selbstverständnis und Methode“ (Kap. II), „Sozialanalytische Vermittlung“ (Kap. III), „Hermeneutische Vermittlung: Die Bibellektüre“ (Kap. IV), „Themen“ (Kap. V), „Ökonomie der Befreiung als Fallbeispiel der Weiterentwicklung“ (Kap. VI). Den kurzen Kapiteln sind Leseempfehlungen, gelegentlich auch „Merksätze“, seltener „Kritik“ angefügt. Sehr hilfreich für eine schnelle Orientierung sind die auf den Seiten 117-129 gebotenen Kurzporträts von Befreiungstheologen/innen, eine knappe „Chronologie“ von 1958 bis 2012 zur Entstehung und Entwicklung der Befreiungstheologie (S. 130-137); es folgt ein differenziertes Literaturverzeichnis (S. 138-144).

Die Befreiungstheologie ist in Lateinamerika unter den dortigen historischen, politischen, sozialen, kulturellen und religiösen Verhältnissen entstanden und verbreitet. Mittlerweile wird sie zunehmend auch weltweit rezipiert, vor allem in Regionen, in denen vergleichbare Kontexte von Armut, Gewalt und Ausbeutung anzutreffen sind. Das Buch geht auf diese Bedingungen ein, die eine Fokussierung (auch) des Christentums auf die „Befreiung“ und die damit verbundene „Option für die Armen“ hervorgebracht haben.

Es schildert knapp, aber sehr differenziert und kenntnisreich die kirchlichen und politischen Kontexte, die „europäischen“ Voraussetzungen von der „Transzendentaltheologie“ Karl Rahners über die Politische Theologie und die wissenschaftliche Exegese, ebenso wie die vom Marxismus angestoßene Analyse der lateinamerikanischen Unrechtsstrukturen („Dependenz-

theorie“) sowie ihre christlichen Gestalten und Motivationen.

Die Befreiungstheologie versteht sich als „eine neue Perspektive der Theologie insgesamt“, als eine „*völlig neue Art, Theologie zu treiben*“ (S. 7.8). Ausgangspunkt ist die historische und ökonomische Situation, und die Befreiungstheologie „versteht sich als kritische Reflexion einer historischen Praxis im Lichte des Glaubens“ (S. 31). Sie hat sich methodisch dazu entschieden, „die ökonomische Analyse zum Ausgangspunkt zu wählen“ und sich somit „letztlich den historischen Materialismus in der Tradition von Karl Marx zueigen gemacht“ (S. 33). Sie insistiert deswegen „auf keinem ‚christlichen Proprium‘“ inhaltlicher Art, „die eigene Befreiungstradition des biblischen Glaubens“ ist so etwas wie „die ‚Letztmotivation‘ des Engagements von Christinnen und Christen“ (S. 35).

Mit der grundlegenden „Option für die Armen“ ist ein „erkenntnistheoretischer Standort der Theologie“ verbunden, „der die Parteilichkeit Gottes für die faktisch vom Leben Ausgeschlossenen bezeugt“ (S. 43). Jesus Christus ist unser Befreier. So hat Befreiung immer zu tun mit Befreiung „von sozioökonomischer Unterdrückung“, weist aber auch auf das Heilshandeln Gottes („Erlösung“) hin (S. 49) (womit sie Karl Marx übersteigt).

Das Buch will zu allererst einen Über- und Einblick verschaffen. Auf relativ wenigen Seiten bietet es ein sehr differenziertes Kompendium des Phänomens Befreiungstheologie. Entsprechend dieser Absicht kommt eine kritische Auseinandersetzung nur am Rande vor, z.B. zur seltsamen Kosmologie bei Leonardo Boff (S. 116) oder – grundsätzlicher – dazu, „dass die Befreiungstheologen sich allzu affirmativ auf dogmatische Definitionen beziehen, sie oft in origineller Weise neu deuten, ohne sie jedoch in ihrer historischen Genese selbst zu problematisieren oder ... zu relativieren“ (S. 95.96). Bruno Kern verweist hierbei auf den befreiungstheologischen Umgang mit den tradierten trinitarischen Formeln; einbezogen werden müssten aber ebenso die Christologie, das Bibel- und Offenbarungsverständnis usw. Aber das wäre wohl die Problematik eines neuen Buchs. Wer sich also gründlich über die Befreiungstheologie informieren will, sollte diese Studie lesen. Diese Beschäftigung mit der Befreiungstheologie ist auch - was der Verfasser beim

Schreiben noch nicht wissen konnte - wichtig, wenn man die Hintergründe des Denkens des neuen Papstes Franziskus kennen lernen will. Erst vor wenigen Tagen hat der Papst einen Brief an die kirchlichen Basisgemeinden in Brasilien geschrieben und ihre Bedeutung für die Glaubensverkündigung gewürdigt, gerade wegen ihres gesellschaftlichen Dialogs. Gleichzeitig aber macht er den theologisch konservativen Leiter der Glaubenskongregation zum Kardinal.

\*\*\*

Lutz Lemhöfer

## **Joachim Frank: Wie kurieren wir die Kirche?**

Katholisch Sein im 21. Jahrhundert

DuMont Buchverlag Köln 2013,  
300 Seiten

Bücher zur Reform der katholischen Kirche gibt es viele; manche kommen mit vermeintlichen Patentrezepten aus der Profession des jeweiligen Autors daher – des Medienprofis, des Unternehmensberaters, des Therapeuten. Der Theologe und Journalist Joachim Frank wählt einen anderen Weg. Mehr dem Untertitel als dem Titel des Buches folgend unterzieht er verschiedene Felder kirchlichen Lebens und Handelns einer Problemanalyse – klug und sensibel -, beantwortet aufkommende Fragen aber nicht selbst, sondern stellt sie unterschiedlichen Interviewpartnern. Die reichen von klassischen Repräsentanten wie dem Essener Bischof Franz-Josef Overbeck über kluge Theologen (z.B. Eberhard Schockenhoff und Matthias Sellmann) und Ordensleute (P. Elmar Salmann, Sr. Jordana Kreibich) bis zu kritisch-katholischen Journalisten wie Heribert Prantl und wohlwollenden außenstehenden Beobachtern wie der früheren EKD-Vorsitzenden Margot Käßmann oder dem vom schiitischen Islam geprägten Orientalisten Navid Kermani.

Die Baustellen, die Frank bei seinem Rundgang betritt, sind vertraut: Die Rolle der Frauen in der Kirche, die oft den Alltag tragen, aber von Weiheämtern und – funktionen ausgeschlossen bleiben. Der zahlenmäßig dramatische Einbruch bei Priestern und Ordensleuten. Die verquere und oft eher aus Gründen lehramtlicher Kontinuität als aus Sachgründen festgehaltene Sexualmoral. Dem steht eine Spurensuche nach Formen und Orten gelingender Glaubenspraxis gegenüber: in der Caritas, in der Spiritualität, auch im politischen Engagement. Da macht es sich bezahlt, dass der Autor nicht nur die eigene Weisheit zum Leuchten bringt, sondern auch die seiner Gesprächspartner. Denn die halten neben bekannten und erwartbaren Richtigkeiten manche Überraschungen bereit. So die Geschwister Jasmin und René Schwiers – auf den ersten Blick Vorzeige-Jugendliche (oder besser: junge Erwachsene), die seit Jahren ehrenamtlich bei musisch-kreativen Werkwochen der ‚Gemeinschaft Christlichen Lebens‘ aktiv sind. Weil sie selbst von diesem Projekt des 1996 verstorbenen Jesuitenpaters Erich Lennartz fasziniert waren und diese Faszination weitergeben wollen. Ungewöhnlich daran: Beide sind nicht katholisch, waren es nie und planen es nicht zu werden. Aber sie widmen sich diesem Projekt mit seinem künstlerisch-spirituellen Charme mit Lust und Hingabe. Von „believing without belonging“ würden Religionssoziologen wohl sprechen. Spiritualität ereignet sich, wo Institutions-Interessen unwichtig werden. Ähnliches ist in dem Interview mit dem Schriftsteller Navid Kermani zu spüren. Mit Leidenschaft beschwört er das Aufbrechen religiöser, den Alltag transzendierender Erfahrungen in der Kunst – seien es Bilder, sei es Literatur einschließlich der Bibel, sei es Musik. Die aber gerade keinen pädagogisch-missionarischen Zwecken dienen könne: „Religiöse Kunst lebt geradezu davon, sich nicht deckungsgleich einzupassen in ein dogmatisches Korsett.“ (217) Das, was die Leuchtkraft authentischer Religion ausmacht, verträgt sich offenbar nicht mit strategisch-missionarischem Denken. Ebenso wenig übrigens wie eine Caritas, die ihren Namen verdient. Kirche, so ist zu lernen, braucht keine Wachstums-Strategie, sondern im Gegenteil eine geradezu selbstvergessene Hingabe an die ihr übertragene Botschaft.

Joachim Frank formuliert sein Fazit in drei Begriffen: Was die Kirche brauche, seien „Glaubwürdigkeit, Realitätssinn, Bescheidenheit.“ (283) Dabei gilt: „Eine Kirche wird nur das retten, was die Menschen auf Dauer annehmen und verstehen.“ (Bischof Overbeck, S. 66) Ein Rezept ist das nicht, aber ein Maßstab, über den weiter nachzudenken sich lohnt, nicht zuletzt für kirchliche Amtsträger. Dazu gibt das vorliegende Buch vielfältige Anregungen.

\*\*\*

Werner Müller

## **Buchbesprechung zu Konrad Hilpert (Hg.), Generation Konzil – Zeitzeugen berichten**

Freiburg – Basel – Wien 2013:  
Herder Verlag, 287 Seiten

Aus der Vielzahl der Neuerscheinungen anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des 2. Vatikanischen Konzils sticht dieser Sammelband dadurch hervor, dass er Zeitzeugen – sogar einen Teilnehmer, wenn auch nicht Konzilsvater – zu Wort kommen lässt. Das Buch ist hervorgegangen aus einer Vorlesungsreihe, welche die Katholisch-Theologische Fakultät und das Seniorenstudium der Universität München gemeinsam im Wintersemester 2012/13 – also vor dem Rücktritt Papst Benedikts und dem Pontifikat Franziskus – veranstaltet haben. Alle zwölf Zeitzeugen sind, mit zwei Ausnahmen, emeritierte Professoren, meist der Theologie, und gehören damit derselben Generation an wie wohl die meisten Zuhörer/innen – und wohl auch Leser/innen von imprimatur. Ihnen geht es nicht bloß um persönliche Reminiszenzen an das „Weltereignis Konzil“, sondern aus dem Blickwinkel des Erlebens der Zeitzeugen soll die Bedeutung des Konzils – damals und heute – deutlich werden. Nur wer den vorkonziliaren Katholizismus am eigenen Leib selbst erlebt hat, vermag richtig einzuschätzen,

„was das Konzil mit der Kirche gemacht hat“.

So ist denn auch der Beitrag von FRANZ-JOSEF NOCKE überschrieben, der, seine Rolle als „Zeuge“ wörtlich und ganz ernst nehmend, anschaulich schildert, was das Konzil für ihn persönlich Neues gebracht hat: Er ist in einer traditionell katholischen Familie aufgewachsen, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit am Leben der Kirche teilnahm und sich mit ihr, wenn auch nicht unkritisch, identifizierte. In der katholischen Jugend und dann verstärkt im – sich wegen der Berufsentscheidung lange hinziehenden – Theologiestudium in Paderborn, München und Paris begegneten ihm neue Perspektiven in der Liturgie, der Ökumene, bei den französischen Arbeiterpriestern und in der Theologie überhaupt; schon vorm Konzil war eine neue, von der Neuscholastik sich mehr oder weniger deutlich absetzende Theologie mancherorts lebendig präsent, aber sie lebte „wie im Untergrund“. Auf die Frage, was das Konzil uns gebracht hat, antwortet Nocke: „Raum für das, was in den Jahrzehnten vorher gewachsen war... Ich habe erlebt, wie die neuen Perspektiven in der Kirche Heimatrecht bekamen“ (75, 77).

Er gibt damit eine differenzierte Antwort auf die von Papst Benedikt XVI. 2005 aufgeworfene Frage nach der richtigen Hermeneutik des Konzils: Ist es zu deuten gemäß einer „Hermeneutik des Bruchs“, also als Abkehr von der Tradition – zu der dann einige, nicht nur die Piusbrüder zurück wollen – oder gemäß einer „Hermeneutik der Kontinuität“? Damit wäre gesagt, dass es eigentlich gar keine Reformen gewollt habe, sondern, als bloßes „Pastoral-Konzil“, die kirchliche Tradition nur gefällig auslegen, aber keine verbindliche Neuorientierung geben wollte. Dass viele Jüngere in der kirchlichen Führungsschicht heute das Konzil nicht selbst erlebt haben, weil sie noch nicht geboren oder noch Kinder waren („Kinderbischöfe“ hat sie ein Kollege mal treffend genannt), erklärt zu einem guten Teil das mangelnde Gespür für anstehende Reformen in der Kirche auf der Basis des 2. Vatikanums.

Unter dem, was es Neues gebracht hat, nennt NOCKE an erster Stelle: einen neuen, dialogischen Umgangstil, der für alle Ebenen kirchlichen Lebens Modellcharakter bekommen sollte – was nachkonziliar

bekanntlich stecken geblieben ist bzw. wieder zurückgedreht wurde und uns heute einen unübersehbaren Reformstau beschert hat. (Interessanterweise wird auch heute, wenn nach dem „Neuen“ bei Papst Franziskus gefragt wird, unisono sein neuer „Stil“ genannt!) Weitere ‚Neuigkeiten‘ des Konzils, die durch Vergleiche mit kirchenamtlichen Texten aus der Zeit vor diesem Konzil objektiv erhoben werden können, sind: ein neues Selbstverständnis der Kirche; dass Menschen außerhalb der Kirche, den früheren „Häretikern“ und „Schismatikern“, aber auch Juden und Muslimen, ja sogar Agnostikern und Atheisten, Heilchancen zugesprochen werden; dass der Wandel der Verkündigung und Lehre als solcher reflektiert und Heimatrecht bekommen hat. – Hier ruft der Verfasser die „Kernaussagen“ des Konzils nochmals in Erinnerung, die im ersten Beitrag von PETER HÜNERMANN schon, systematisch und auf Grunddaten der Kirchengeschichte bezogen, als „neue öffentliche Positionsbestimmungen des Glaubens und der Kirche“ vorgestellt wurden (S. 9 – 33).

Weitere Beiträge behandeln Einzelaspekte, wie das Verhältnis des Konzils zu den Medien und im weiteren Sinn das Verhältnis von Kirche und Medien (HANS WAGNER, 35 – 62), die Ökumene (HELMUT KRÄTZL, emeritierter Weihbischof der Erzdiözese Wien, einer der wenigen noch lebenden Zeitzeugen, die beim Konzil tatsächlich dabei waren, 89 – 109), das Ordensleben (ODILO LECHNER OSB, 111 – 123), die Frauen (RITA SÜSSMUTH, die einzige Frau unter den Autoren, die allerdings, da das Konzil zur Frauenfrage unmittelbar wenig sagt, hauptsächlich von ihrem eigenen „Feminismus“ erzählt, 203 – 214). Da Konzils- und Rahner-Deutungen oft reziprok sind, schreibt JÖRG SPLETT (S. 237 – 250) über „Karl Rahner in München [wo er ihn als einer seiner Assistenten erlebt hat] und beim Konzil“, wobei er inhaltlich eher Ratzinger Kontinuitätsthese („Kontinuität im Aggiornamento“) zuneigt.

EHRENFRIED SCHULZ stellt weit ausholend sein pastoralth theologisches Kirche- und Gemeindekonzept vor, in dem sechs vom 2. Vatikanum gegebene Grundorientierungen zentral sind, und bezieht es auf den aktuellen Befund der Kirchenkrise und des Reformstaus; er votiert in diesem Zusammen-

hang vehement für die Beibehaltung von Territorialgemeinden: „Wenn es je eine Priorität unter den Prioritäten geben muss, dann heißt diese: ‚Verörtlichung‘ des Glaubens!“ (166). JOHANNES GRÜNDEL behandelt das „Hohelied“ auf die eheliche Liebe, das in „Gaudium et Spes“ gesungen wird – und die nicht mehr erwartete traditionalistische Reaktion in „Humanae Vitae“ und weiteren nachkonziliaren kirchlichen Lehräußerungen, die, nach einer zwischenzeitlichen Tolerierung einer offeneren Position, jüngst wieder verschärft wurden (173 – 185). ALOIS BAUMGARTNER stellt die Aussagen der Pastoralkonstitution zu Kirche und Politik dar (187 – 201). Das Konzil als Ganzes kommt nochmals bei LEO KARRER (Kirche wohin? - 50 Jahre nach dem 2. Vatikanischen Konzil (215 – 235) in den Blick und ebenso unter dem Stichwort „Zukunft“ bei OTTO HERMANN PESCH, einem Konzilsspezialisten, dessen Gesamtdarstellung inzwischen schon 8 Auflagen erlebt hat (251 – 277). Mit dem schönen Witz aus der Konzilszeit, mit dem er schließt, soll auch diese Rezension eines informativen und kurzweiligen „Konzilskompendiums“ schließen: Nach dem Konzil müsse es zu einer großen Umbenennungsaktion kommen, die Generalvikare der Diözesen müssten alle in „Admiralvikare“ umbenannt werden. Warum? Weil nun in der Kirche alles ins Schwimmen geraten sei.

\*\*\*

Lutz Lemhöfer

## **Crime time in Imprimatur: Zweigeteilte Verbrechens- welt**

Zu Harald Gilbers' Roman „Germania“

---

In der NS-Zeit wurde in den Zeitungen über Kriminalität und Verbrechen nur im Rahmen strenger Zensur berichtet. So konnte der Mythos entstehen, unter dem harten Zugriff einer von lästigen rechtsstaatlichen

Fesseln befreiten Polizei sei die Kriminalität massiv zurückgegangen. Das öffentliche Bild einer heilen „Volksgemeinschaft“ duldet nur wenige Schattierungen. Nicht nur die Verbrechen des Regimes und seiner Handlanger sollten der Öffentlichkeit verborgen bleiben, sondern weitgehend auch die unpolitische, banale Kriminalität im Herrschaftsbereich dieses Regimes. Umso erstaunlicher ist es, dass sich in der Kriminalliteratur nach 1945 die gleichen blinden Flecken finden. Es gibt vergleichsweise wenige Kriminalromane, in denen die ‚gewöhnlichen‘ Verbrechen vor der Folie der braunen Diktatur zum Thema gemacht werden. Wie reizvoll das sein kann, zeigt der Ende 2013 erschienene Debüt-Roman des Journalisten und Theaterregisseurs Harald Gilbers mit dem knappen Titel „Germania“, der im Berlin des Jahres 1944 spielt.

Da wird auf einem öffentlichen Platz, direkt vor einem Kriegerdenkmal, die sadistisch verstümmelte Leiche einer Frau gefunden. Wie schon einige Wochen zuvor und bald darauf erneut, nur wenige Tage nach dem jüngsten Leichenfund. Treibt in der vom Bombenkrieg ohnehin durchgeschüttelten Reichshauptstadt zusätzlich ein Serienmörder sein Spiel? Einer jenseits der „Volksgemeinschaft“, die sich an den amtlichen Serienmord an Juden und Oppositionellen längst gewöhnt hat? Die reguläre Polizeibehörde ist überfordert, dies rasch und diskret aufzuklären. Deshalb wird vom Sicherheitsdienst (SD) der entlassene Hauptkommissar Robert Oppenheimer kurzzeitig reaktiviert. Der in einer ‚privilegierten Mischehe‘ lebende und deshalb noch nicht verschleppte Jude hatte früher eine vergleichbare Mordserie aufgeklärt und gilt als Experte. Der SS-Hauptsturmführer Vogler nimmt ihn deshalb in seinen Stab, der unter strenger Geheimhaltung die Morde klären und den Täter aus dem Verkehr ziehen soll. „Sie sind bis zur Beendigung der Untersuchung von der Zugehörigkeit zum jüdischen Volk suspendiert. Bis dahin sind Sie als Arier zu behandeln“, heißt es lapidar.

Das Unternehmen ist doppelt brisant, weil der Täter in der Wahl seiner Opfer Insider-Kenntnisse aus dem Herrschaftsapparat erkennen lässt. Alle ermordeten Frauen hatten enge Bezüge zu NS-Einrichtungen, wie einem „Lebensborn“-Heim oder dem legendären Bordell „Salon Kitty“, in dem die

prominente Kundschaft planmäßig abgehört wurde. Beides wäre denkbar: gezielte Aktionen eines fanatischen Antinazi oder Rache eines zu kurz gekommenen Mitläufers. Nicht nur die verordnete Geheimhaltung erschwert eine effiziente Ermittlung, sondern auch der permanente Ausnahmezustand des Bombenkriegs mit Ruinen, Trümmern und unkalkulierbarem Alarm. Oppenheimer lässt sich auf die makabre Aufgabe ein, verlässt sich aber nicht ausschließlich auf die vergängliche Gunst seines SS-Vorgesetzten, sondern aktiviert zugleich alternative Kontakte zu alten Freunden und Freundinnen in der Opposition: sowohl für die Lösung des Falls als auch, um sein und seiner Frau Untertauchen vorzubereiten. Zugleich sucht er alte Polizeikontakte zu reaktivieren.

Durch diese Doppelbödigkeit erzeugt der Autor eine zweifache Spannung: den normalen „Thrill“ bei der Suche nach dem Täter und den zusätzlichen Kick, der durch die unterschiedlichen Konfliktlinien und gegenläufigen Loyalitäten entsteht. Auf die Spitze getrieben werden diese Widersprüche in einer Szene, in der Oppenheimer dem mittlerweile eingekreisten Täter auf den Fersen ist, aber von Nazi-Jungvolk an der Verfolgung gehindert wird, weil der Judensterne an seinem Mantel ihn als „Volksfeind“ ausweist. Sein SS-Vorgesetzter Vogler muss ihn unter dem Anschein einer Festnahme retten und zugleich die Jungen für ihren Einsatz loben, der faktisch einen Fahndungserfolg verhindert hat.

Es ist die große Stärke von Gilbers' Roman, dass er solche grotesken Szenarien gekonnt anspielt, ohne sie pädagogisch oder moralisierend auszuwalzen. Der doppelte Spannungsbogen bleibt die gut 500 Seiten hindurch erhalten: Ob es gelingt, den pervertierten Frauenmörder zu stellen – und ob der Jäger gerettet wird, der jederzeit wieder zum Gejagten werden kann. Das Ende wird hier natürlich nicht verraten. Nur so viel sei gesagt: Selten hat ein Roman die gegenläufigen Realitäten und Loyalitäten in der NS-Diktatur so plastisch erlebbar gemacht. Die Irritation – wer gehört zu wem? Wer dient wem und welchen Zielen? – ist am ehesten vergleichbar den intelligent verschachtelten Agenten-Thrillern eines John LeCarré; auch dort weiß man ja lange nicht, wer eigentlich auf welche Seite gehört. Der zeitgeschichtliche Hintergrund der ihrem Ende entgegen taumelnden NS-

Zeit ist sorgsam und genau, manchmal berührend nachgezeichnet. Wer sich diesem Buch zuwendet, liest einen spannenden Krimi und lernt zugleich viel über den Alltag der NS-Diktatur, ohne sich belehrt zu fühlen. Kann man von einem Roman mehr erwarten?

*Harald Gilbers: Germania. Knauer-TB November 2013. 538 Seiten*

\*\*\*

## **Fundsachen**

Nicht Gummibaumexistenz, sondern Eichenbaumdasein ist gefragt. Nochmals sei es hier gesagt: Es gibt mehr aufrechte Bäume als Menschen!

Ich denke mir oft, wenn auf den Fernsehtürmen in unseren Städten oben nicht nur Gästhäuser wären, sondern auch Klöster mit Mönchen oder Schwestern, die voller Erbarmen und im Gebet auf unsere Städte schauten und für uns zu Gott in der Höhe blickten, das würde vielleicht auch das Angesicht unserer Städte positiv verändern: Christus ganz unten, Christus ganz oben, Christus in der Mitte.

Das Christentum begann mit schmutzigen Windeln in Bethlehem und endete mit blutigen Tüchern auf Golgotha.

### **Joachim Cardinal Meisner**

-----

Jeder Bischof ist vom Heiligen Geist eingesetzt.

### **Gerhard Ludwig Müller, Präfekt der Glaubenskongregation**

-----

### **Papst bespricht Anrufbeantworter eines Klosters**

*Rom, 4.1.14 (Kipa) Papst Franziskus greift nicht nur oft selbst zum Telefonhörer, er bespricht auch Anrufbeantworter. Das vaticanische Presseamt bestätigte am Samstag, dass Franziskus am Silvestertag vergeblich versucht hatte, ein Karmeliterinnen-Kloster im spanischen Lucena telefo-*

nisch zu erreichen und daraufhin eine Nachricht hinterließ.

«Was macht ihr gerade so Wichtiges, dass ihr nicht ans Telefon geht? Ich bin Papst Franziskus und möchte euch zum Jahresende gute Wünsche auf den Weg geben», so der Papst. Spanische Radio- und Fernsehsender hatten die Aufnahme am Freitag gesendet. Drei der fünf Nonnen des andalusi-

## **Fokolare-Chefin fordert gleiche Rechte von Frauen in der Kirche**

„Frauen könnten doch Diakastereien der Römischen Kurie leiten – ich sehe da keine Schwierigkeit.“ Das sagt die Leiterin der katholischen Fokolarbewegung, **Maria Voce**, im Gespräch mit dem „Corriere della Sera“. Sie verstehe nicht, „warum zum Beispiel der Päpstliche Familienrat unbedingt von einem Kardinal geleitet werden muss, das könnte doch auch ein christliches Ehepaar machen“. Sie sei sich „bei allem Respekt doch sicher, dass ein solches Paar mehr von den Problemen einer Familie verstünde als ein Kardinal“. Dasselbe könne für „andere Einrichtungen der Kurie gelten“, so

die Italienerin. Auch an Generalkongregationen vor einem Konklave könnten nach ihren Vorstellungen „die Leiterinnen der großen kirchlichen Gemeinschaften und vielleicht gewählte Vertreter der Bistümer“ teilnehmen. Und dass vor allem Kardinäle den Papst beraten, hält Voce ebenfalls „für eine Einschränkung“. „Da wäre doch ein gemischtes Gremium mit Frauen und anderen Laien nützlich,

schen Klosters stammen aus Argentinien und stehen seit Jahren in Kontakt mit dem heutigen Papst.

Am späten Nachmittag rief der Papst abermals im Kloster an, diesmal mit Erfolg. Er telefonierte laut Medienberichten rund 20 Minuten mit den Ordensfrauen, die im vergangenen Jahr ihre Klostergründung vor 400 Jahren begingen. (kipa/cic/gs)

die zusammen mit den Kardinälen Informationen und Perspektiven austauschen.“ Skeptischer sieht sie eine Berufung von Frauen ins Kardinalskollegium. Das wäre zwar „ein Zeichen für die Menschheit, aber nicht für mich und auch nicht für die Frauen im allgemeinen“. Große Frauen wie Mutter Teresa hätten immer einen besonderen Platz in der Kirche gefunden. „Aber die Frau an sich findet nicht ihren Platz; was anerkannt werden muss, ist der Genius der Frauen im Alltäglichen.“ Maria Voce ist seit 2008 Nachfolgerin der Gründerin Chiara Lubich an der Spitze der weltweiten Fokolarbewegung.

## **Gänswein: Amtsverzicht Benedikts war**

### **„wie eine Amputation“**

**Erzbischof Georg Gänswein** leidet bis heute am Amtsverzicht von Papst Benedikt XVI. Das sei „ein Schmerz“, „wie eine Amputation“, sagte er in einem Interview. Er habe den Eindruck, „in zwei Welten zu leben“, so Gänswein. Allerdings gelte auch für ihn: „Es gibt nur einen Papst.“ Er habe es zunächst als „Af-

front“ des neuen Papstes gegen dessen Vorgänger empfunden, dass Franziskus nicht im Apostolischen Palast wohnen wolle. Inzwischen könnten Franziskus und er über die Kontroverse scherzen, so Gänswein. (kna/rv)

## **Stoffläppchen mit Blutstropfen**

Auch der Kölner Dom erhält eine Reliquie von Papst Johannes Paul II. Diese Nachricht haben wir in Nummer 8/2013 veröffentlicht. Wie KNA berichtet, handelt es sich dabei um ein Stoffläppchen mit einem Blutstropfen des Papstes. Das teilte das Erzbistum Köln mit. Das Geschenk aus Rom wird in einem vierzig Zentimeter hohen Schaubehälter aus Silber gezeigt, den ein Düs-

seldorfer Bildhauer angefertigt hat. Das Schaugefäß, das sogenannte Reliquiar, soll laut Erzbistum am 9. Dezember im Dom aufgestellt werden. Eine Darstellung erinnert an den Besuch von Johannes Paul II. im Kölner Dom im November 1980.

## **Blutstropfen ziehen Diebe an**

\*\*\*



Die italienische Polizei hat das Gefäß der gestohlenen Blutreliquie von Papst Johannes Paul II. gefunden und zwei Verdächtige festgenommen. Nach der eigentlichen Reliquie, einem blutdurchtränkten Stück Stoff, werde jedoch weiter gesucht, berichteten italienische Medien. Bei den beiden Festgenommenen handelt es sich demnach um zwei 23- und 24-jährige Drogensüchtige. Ein dritter Verdächtiger werde noch gesucht. Die Blutreliquie, deren Gefäß nun in der Provinz L'Aquila gefunden wurde, war am Samstag aus einer Kirche im Abruzzen-Ort San Pietro della Ienca entwendet worden. Sie ist ein Geschenk des früheren Privatsekretärs von Johannes Paul II., dem heutigen Krakauer Kardinal Stanislaw Dziwisz. (kna)



### Bischof Kräutler: Franziskus „lebt Befreiungstheologie“

Das Apostolische Schreiben „Evangelii Gaudium“ ist ein „Dienstprogramm“ und kein „Regierungsprogramm“. Das betont der österreichisch-brasilianische **Bischof Erwin Kräutler**. Der Stil des Papsttextes sei „ja ein wirklich lesbarer“, und das scheine ihm „persönlich sehr wichtig“. Franziskus vertrete die Anliegen der Befreiungstheologie, auch wenn er deren Sprache nicht in den Mund nehme, so Kräutler, der im brasilianischen Amazonasgebiet Bischof ist. Der Papst trete nicht nur für eine „arme Kirche für die Armen ein“. Auch seine Forderung, dass die Kirche „an die Peripherie gehen“ müsse, sei „nicht nur geographisch gemeint“: „Das ist Befreiungstheologie pur.“ (kap)

### Gegen das Vergessen

In einem Gespräch fiel der Name **Jacques Gaillot**, dieses außergewöhnlichen französischen Bischofs, der über Jahre Zeichen gesetzt hat dafür, wie eine Kirche glaubwürdig leben könnte. Er war wohl mehr aus „Versehen“ zu seinem bischöflichen Status gekommen. Seine Kollegen im Bischofsamt gaben sich alle Mühe, ihn aus der kirchlichen Öffentlichkeit herauszuhalten und nicht selten halfen dazu handfeste Diffamierungen. Lebt er noch? Diese Frage hat einen Gesprächsteilnehmer veranlasst, im französischen Internet auf die

Suche zu gehen. Und siehe da:

- er lebt noch, und zwar in Paris in der Communauté des Spiritains;
- er schreibt seit seinem 75. Geburtstag keine Internettexte mehr, aber die Seite [partenia.org](http://partenia.org) existiert noch:  
"Das Abenteuer geht weiter" waren seine letzten Worte im Internet.
- Mouvance Partenia - eine weitere Seite - hat im September 2013 in einem offenen Brief an Papst Franziskus angeregt, er solle Gaillot empfangen und mit ihm reden und beten (übrigens auf erste Initiative einer kath. Pfarrei in Erftstadt). Die Antwort eines vatikanischen Prälaten namens Wells war, dass der Hl. Vater dieses Anliegen in sein Gebet einschließen werde und so handeln werde, wie es ihm der Hl. Geist im Gebet eingeben wird. Der Briefwechsel steht im Internet.
- In der französischen Presse ist zu lesen, dass Gaillot noch aktiv ist; z.B. hat er einen zu lebenslänglich verurteilten Korse im Gefängnis getraut (März 2011), im März 2013 hat er, neben Prominenten aus Politik, Film usw., an einer Syrien-Demonstration am Pantheon in Paris teilgenommen, im September hat er für Albert Jacquard, einen bekannten Genetiker und "militant de gauche" in St. Sulpice, Paris, die Totenmesse gelesen (der Bürgermeister von Paris hat die Trauergemeinde vor der Kirche begrüßt - soviel Laizismus muss sein!

Mit Geduld und Zeit lässt sich noch viel herausfinden. Die Zeitung, die am meisten von ihm berichtet, ist nicht LA CROIX sondern LE POINT.

Die KirchenVolksBewegung **Wir sind Kirche** begrüßt und unterstützt in diesen Tagen die Initiative des Schweinfurter Pfarrers Roland Breitenbach, der in einem persönlichen Brief an Papst Franziskus darum gebeten hat, die am 12. Januar 1995 gegenüber Bischof Jacques Gaillot ausgesprochene Suspendierung als Bischof von Évreux/Frankreich aufzuheben.

In dem am Dreikönigstag nach Rom geschickten Brief bittet Pfarrer Breitenbach den Papst um eine volle Rehabilitation. Breitenbach sieht in den Anregungen, Folgerungen und Forderungen von Franziskus in Wort und Tat das, was Bischof Jacques Gaillot vor über 30 Jahren mit großem Freimut verkündet und von seiner Kirche erwartet hat. Deswegen aber sei Gaillot 1995 von Papst Johannes Paul II. aus dem Amt gedrängt worden. Breitenbach hat den Brief beim Gottesdienst der Gemeinde verlesen – genau am Tag der Amtsenthebung von Gaillot am 12. Januar 1995.

### **Benedikt XVI. ein großer Kommunikator und epochaler Theologe**

**Der Wiener Kardinal Christoph Schönborn** hat Benedikt XVI. vor dem Vorwurf in Schutz genommen, persönlich für Kommunikationspannen während seines Pontifikats ver-

antwortlich zu sein. Insbesondere in der Affäre um den Holocaustleugner Bischof Williamson habe sich der Papst selbst 2009 als «Meister der Kommunikation» gezeigt.

«Desaströs» sei damals allerdings die interne Kommunikation im Vatikan gewesen. Daran trage Benedikt XVI. jedoch keine Schuld, hob der Wiener Kardinal hervor. Dass er sich dennoch in einem Brief an die Öffentlichkeit gewandt und darin die Verantwortung übernommen habe, mache seine Größe als Kommunikator aus. Der für den Fall unmittelbar zuständige Kardinal Dario Castrillon Hoyos sowie Kardinalstaatssekretär Tarcisio Bertone hätten hingegen keinerlei Verantwortung für die Affäre übernommen, obwohl dies eigentlich zu erwarten gewesen wäre, kritisierte Schönborn.

#### Ignoranz und Unverständnis in Deutschland

Zudem kritisierte Schönborn in Rom eine mangelnde Wertschätzung Benedikts XVI. in Deutschland. Nach einer kurzen Phase der Euphorie unmittelbar nach der Wahl hätten sich Ignoranz und Unverständnis ausgebreitet. Auch als Theologe werde Benedikt XVI. in seiner Heimat nur unzureichend gewürdigt. Nur wenige Theologieprofessoren schätzten sein Werk, sagte der Kardinal. Schönborn äußerte die Einschätzung, dass Benedikt XVI. dereinst als der große Klassiker unter den Theologen des 20. Jahrhunderts gelten werde. Ebenso wie John Henry Newman für das 19. Jahrhundert werde

Ratzinger für das 20. Jahrhundert der Theologe sein, dessen Werk die Jahrhunderte überdauere wie jene eines Augustinus oder eines Thomas von Aquin. In seiner privaten Bibliothek stehe das Werk Ratzingers schon heute neben jenem des Kirchenvaters Augustinus, verriet Schönborn. (kpa/cic/job)

### **Kirche der Armen**

Die Forderung von Papst Franziskus nach einer armen Kirche für die Armen ist für den Trierer **Bischof Ackermann** eine gute, aber schwierige Herausforderung. Das sagte er im Deutschlandfunk. Seines Erachtens geht es auch darum, die geistige Haltung der Armut, etwa Bescheidenheit, stärker auszuprägen im Sinne des Evangeliums. „Das heißt nicht, dass das Materielle keine Rolle spielt, aber ich glaube, es geht um mehr Dimensionen als um die vordergründigen Fragen des Materiellen.“ Dabei stünde vermutlich in Rom nicht jeder hinter den Forderungen des Papstes. Dass die Kurie in einer gewissen Nervosität stecke, könne er sich schon vorstellen, so Ackermann: „Ich vermute schon, dass es auch Menschen gibt, die sagen, hoffentlich kommt er nicht weit“, so berichtet die KNA.

### **Meisner: Interview-Verkündigung des Papstes ist problematisch**

Der Kölner Kardinal Joachim Meisner findet die Verkündigung von Papst

Franziskus in Form von Interviews problematisch. Dabei blieben doch manche Fragen offen, die für den Unkundigen eigentlich weiter ausformuliert werden müssten, sagte der Erzbischof in einem Interview des Deutschlandfunks. Dies habe er Franziskus bei seinem jüngsten Besuch freimütig gesagt. Als Beispiel für Missverständnisse nannte der Kardinal den Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen. Wenn der Papst in diesem Zusammenhang von Barmherzigkeit spreche, werde dies in Deutschland immer als Ersatz für alle möglichen Fehlleistungen des Menschen gedeutet. (deutschlandfunk/kna)

### **Zollitsch: Debatte über Umgang mit Geschiedenen geht weiter**

Die Debatte über den Umgang der katholischen Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen ist nach Ansicht von **Erzbischof Robert Zollitsch** nicht vom Tisch. Heutzutage scheiterten in Ländern wie Deutschland bis zu 40 Prozent der Ehen, sagte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz der „Welt am Sonntag“. Erneut verteidigte Zollitsch vor diesem Hintergrund die Handreichung des Freiburger Seelsorgeamtes zum Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen. Kritik an dem Papier hatte unter anderen der Präfekt der Glaubenskongregation im Vatikan, Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, formuliert. Dies sei die Einschätzung des Präfekten, so

Zollitsch: „Ein Präfekt ist nicht der Papst.“ (kna)

### **Wegen Missbrauchs aus dem Priesterstand entlassen**

**Papst Benedikt XVI.** hat in seiner Amtszeit Hunderte Geistliche wegen sexuellen Missbrauchs des Priesterstandes entheben lassen. Das bestätigte Vatikansprecher Federico Lombardi kürzlich gegenüber Journalisten. Demnach wurden 2011 und 2012 insgesamt 384 Geistliche aus dem Priesterstand entlassen, rund zwei Drittel davon im früheren der beiden Jahre. Es waren die beiden letzten Amtsjahre von Benedikt XVI., der die Kirche auf ein energisches Vorgehen gegen die Missbrauchsskandale verpflichtet hatte. Die Zahlen waren bei der Vorstellung des Kinderschutzberichts des Heiligen Stuhls vor dem UN-Komitee über die Rechte des Kindes in Genf bekanntgeworden. Insgesamt hat der Vatikan 2011 nach eigenen Angaben 659 Geistliche aus dem Priesterstand entlassen, ein großer Teil wegen Konflikten mit der Ehelosigkeit. (kna)

### **Sechs Millionen Euro an Missbrauchsoffer**

Etwa sechs Millionen Euro hat die katholische Kirche in Deutschland bisher an die Opfer von Missbrauchsfällen gezahlt. Das berichtet die Nachrichtenagentur dpa. Insgesamt seien rund 1.300 Anträge auf Entschädigung bei der Koordinierungsstelle der Deutschen

Bischofskonferenz (DBK) gestellt worden. In den allermeisten Fällen habe die Expertenstelle eine Geldzahlung empfohlen, die über die jeweiligen Bischöfe oder Orden erfolge, sagte ein Sprecher der DBK. Im Durchschnitt flossen pro bewilligtem Fall rund 5.000 Euro, wie die Umfrage der Nachrichtenagentur ergab.

### **"Skandale sind die Schande der Kirche"**

**Papst Franziskus** hat zu mehr Schuldbewusstsein und Selbstkritik angesichts der Skandale in der katholischen Kirche ermahnt. Die Skandale seien „die Schande der Kirche“, sagte Franziskus in einer seiner Frühmessen im vatikanischen Gästehaus Santa Marta. „Aber haben wir uns denn geschämt über diese Niederlagen von Priestern, Bischöfen, Laien?“ Er wolle die Skandale nicht einzeln aufzählen, sie seien ohnehin bekannt, so Franziskus. Einige von ihnen hätten „richtig Geld“ gekostet und „das ist auch gut so, so muss man das machen“. Das Wort Gottes sei bei den Skandalen selten zu hören gewesen. Dahinter stünden Männer und Frauen ohne Gottesbeziehung, die eine Machtposition in der Kirche gehabt hätten, erläuterte der Papst. (kna/rv)

### **Der Churer Bischof bezieht Stellung: "Bitte Arme verschränken."**

Wer in einer «irregulären Situation» lebt, kann gemäß bestehender Lehre der katholischen Kirche die Kom-

munion nicht empfangen. Dennoch soll der Einzelne vom Priester gesegnet werden dürfen. Diesen Vorschlag macht **das Bistum Chur** in seiner Rückmeldung auf den vatikanischen Fragebogen. Die Kirche soll diese Praxis weltweit offiziell erklären, präzisierte der Churer Bistumssprecher die Forderung.

Betroffene sollen gemäß Vorschlag des Bistums Chur beim Kommuniongang ebenfalls vor den Priester treten. Sie sollen dabei aber die Arme verschränken und damit signalisieren, dass sie aus bestimmten Gründen keine Kommunion empfangen. Darauf würden sie vom Priester gesegnet. «Auch Homosexuelle und zivil wiederverheiratet Geschiedene sind gemeint», sagte Bistumssprecher Giuseppe Gracia gegenüber der Nachrichtenagentur SDA. Deren Verbindung oder Lebenssituation könne die Kirche von der Lehre her zwar nicht segnen, den einzelnen Menschen jedoch sehr wohl. In einer «irregulären Situation» ist laut Gracia zum Beispiel auch, wer vor der Eheschließung zusammenlebt, nicht-natürliche Verhütungsmethoden anwendet oder wer nach einem Streit und ohne Versöhnungsversuch zur Kommunion kommt. Dass Menschen in «irregulären Situationen» die Kommunion nicht bekommen können, ist laut Gracia nicht als Verbot der Kirche zu sehen. «Die Aussage ist vielmehr die: Das Sakrament wirkt dann gar nicht», sagt der Bistumssprecher. Die Praxis habe sich in vielen Ländern und am Weltjugendtag bereits bewährt, schreibt das

Bistum in seiner Stellungnahme.

### Lohnt sich eine kirchliche Karriere noch?

Zukünftig wird es in den Diözesen nur noch einen kirchlichen Ehrentitel geben, der mit der Anrede „Monsignore“ verknüpft ist. Diese offizielle Bestätigung gab das vatikanische Staatssekretariat bekannt. Vergeben werde ab sofort nur noch der Titel „Kaplan seiner Heiligkeit“ und das auch nur für Priester, die ihr 65. Lebensjahr vollendet haben, heißt es in einer entsprechenden Mitteilung. Auf alle bisherigen vergebenen Titel habe dies jedoch keinen Einfluss; auch gelte weiterhin die Anrede „Monsignore“ für Mitarbeiter in wichtigen Positionen, wie zum Beispiel für den Bischof oder Generalvikar im Bistum. (rv)

### Ein Fußballprofi outet sich

Als erster ehemaliger deutscher Nationalspieler und Fußballprofi hat sich **Thomas Hitzlsperger** zu seiner Homosexualität bekannt und damit völlig überraschend ein Tabu gebrochen. „Erst in den letzten Jahren dämmerte mir, dass ich lieber mit einem Mann zusammenleben möchte“, sagte der 31-Jährige in einem Interview der Wochenzeitung „Die Zeit“. Thomas Hitzlsperger erzählte, dass es für ihn ein langer Prozess gewesen sei, sich seine Homosexualität bewusst zu machen. „Ich sel-

ber bin im katholisch geprägten Bayern in einer kleinen Gemeinde aufgewachsen. Homosexualität wurde als etwas Widernatürliches, gar Verbrecherisches behandelt. Das war mir egal. Denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass dies mal für mich ein Thema werden würde. Erst viel später las ich Texte über die Selbstverständlichkeit sexueller Vielfalt, zum Beispiel bei dem Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch. Das alles passte nicht zur katholischen Glaubenslehre. Gerade deswegen fand ich es spannend. Erst ganz allmählich dämmerte mir: Das geht dich etwas an.“

### Plädoyer für Priestertum der Frau

Der deutsche **Theologe und Psychotherapeut Wunibald Müller** plädiert in dem Schreiben an den Papst, in dem er sich für die Öffnung des Zölibats ausspricht, zudem für das Priestertum der Frau. „Die Diskussion darüber wird weitergehen. Und im Himmel, davon bin ich überzeugt, findet bereits eine heftige Diskussion darüber statt.“ Der Theologe zitiert die heilige Edith Stein, die zu Lebzeiten zu diesem Thema sagte, „dogmatisch scheint mir nichts im Wege zu stehen“. Im Gegensatz zum Zölibat sei die Tür beim Frauenpriestertum für den Augenblick geschlossen. Deshalb würden weder Müller noch Franziskus wohl zu ihren Lebzeiten eine Änderung hier erleben.

## Manchem Priester geht es nicht wirklich gut

Der **Essener Bischof Franz-Josef Overbeck** ist für ein offenes Gespräch über den Zölibat: „Wir müssen miteinander angstfrei darüber reden können, wie Priestersein unter den heutigen Bedingungen gelebt werden kann – und zwar so, dass unsere Priester sich dabei zu starken Persönlichkeiten entwickeln können und ihren Dienst mit großer Freude tun“, sagte Overbeck der in Bonn erscheinenden „Zeit“-Beilage

„Christ und Welt“. Viele Geistliche ringen nach Overbecks Worten „intensiv mit ihrer Lebensform“. Sie suchten nach Wegen, um mit den Fragen von Sexualität, Sehnsucht nach Nähe, Angst vor Einsamkeit und tragenden Freundschaften zurechtzukommen, so der Militärbischof weiter. Das alles komme zu den Belastungen des beruflichen Alltags noch hinzu. „Ich weiß, dass es so manchen Priestern nicht wirklich gut damit geht“, so Overbeck. (die zeit)

## Papst bittet Gläubige um Verständnis für Bischofsversetzung

Papst Franziskus hat sich persönlich an die Gläubigen einer italienischen Diözese gewandt und für Verständnis für die Versetzung ihres Bischofs nach Rom geworben.

## Letzter Rettungsversuch für "Weltbild"?

Die Vertreter der Gesellschaft – zwölf Bistümer, die Soldatenseelsorge Berlin und der Verband der Diözesen Deutschlands (VDD) – konnten sich lange nicht auf eine weitere Erhöhung des Eigenkapitals der Verlagsgruppe einigen. Daraufhin meldete die Geschäftsführung des in Augsburg ansässigen Unternehmens Insolvenz an. Weltbild beschäftigt etwa 6.000 Mitarbeiter. Im stationären Handel sowie im Internet mach-

\*\*\*

te der Verlag nach den letzten veröffentlichten Geschäftszahlen etwa 1,6 Milliarden Euro Umsatz. Nach langen kontroversen Verhandlungen haben sich die deutschen Bischöfe dann sozusagen in letzter Minute zu einer (vorläufigen) Rettungsaktion durchgerungen: dem insolventen Verlag sollen bis zu 65 Millionen Euro überwiesen werden. Das Geld soll für die Fortsetzung des Geschäftsbetriebs der Gesellschaft und ihrer Töchter " sowie gegebenenfalls für eine Transfergesellschaft" zur Verfügung stehen. Die Arbeitnehmer lobten den Beschluss, der Betriebsratsvorsitzende Peter Fitz schränkte jedoch ein: "Der Befreiungsschlag war das noch nicht." Die Bischofskonferenz ihrerseits stellte allerdings nochmal klar, dass es mehr Geld nicht geben wird.

## Heiligsprechungen jetzt kostengünstiger

Der Vatikan will die Kosten für Verfahren zur Heiligsprechung senken und berechenbarer machen. Wie die Vatikanzeitung „L'Observatore Romano“ meldet, gelten seit Jahresbeginn feste Sätze für solche Prozesse, an die sich die Beteiligten halten müssten. Die Maßnahme solle Bescheidenheit und Gerechtigkeit fördern und Ungleichbehandlungen von Fällen vermeiden, zitiert die päpstliche Zeitung den zuständigen **Kurien-**

## **kardinal Angelo Amato.**

Zugleich teilte Amato mit, seine Behörde werde einen Spendenfonds für Heiligsprechungsverfahren einrichten, die an Geldmangel zu scheitern drohten. Selig- und Heiligsprechungsverfahren kosten oft weit mehr als 50.000 Euro. Dieses Geld müssen in der Regel die Antragsteller, zumeist Bistümer oder Orden, aufbringen. (kna)

## „Eine Rückkehr des Limburger Bischofs in sein Bistum scheint ausgeschlossen“

In einem Interview mit Joachim Frank im „Kölner Stadt-Anzeiger“ sagt ein enger Vertrauter von Papst Franziskus, der honduransische **Kardinal Óscar Rodríguez Maradiaga**, dass

eine Rückkehr des Limburger Bischofs Franz-Peter Tebartz-van Elst ins Bistum für ihn ausgeschlossen ist. "Ich weiß, dass viele Gläubige im Bistum Limburg verletzt sind. Um offene Wunden zu heilen, schützte ich keinen Alkohol darauf", sagte

te der Erzbischof von Tegucigalpa dem "Kölner Stadt-Anzeiger". Er leide mit den deutschen Katholiken an den Problemen in Limburg, erläuterte der Koordinator der Kardinalskommission, die im Auftrag des Papstes an Strukturreformen der

Kirchenleitung arbeitet. "Wenn einer Fehler gemacht hat, soll er sich dazu bekennen, um Entschuldigung bitten und sich einen anderen Platz suchen", führte Maradiaga mit Blick auf Tebartz weiter aus.

## Die Glosse

Curitiba im Januar 2014 (kurz vor dem Finale Deutschland gegen Brasilien)

Lieber Joseph!

Ich bin zwar nicht wie der Miroslaw Klose vom Alten ins Neue Jahr rüber gesprungen. Aber gut gelandet bin ich doch. Vor allem: rundum zufrieden. Zufrieden, weil niemand mehr von der „Diktatur des Relativismus“ redet (hat´s die vielleicht gar nicht gegeben?). Zufrieden auch, weil die Feier zum 80. von Kardinal Joachim Meisner ohne Zwischenfälle verlief und unser Freund in Köln auch 2013 nicht vor den Kadi musste.

Du erinnerst dich bestimmt, dass sich der Joki schon vor etlichen Jahren mit den Chefs von Henkel und Unilever angelegt hatte, als er in einer seiner berüchtigten Predigten behauptete, dass das Blut Christi das „Waschmittel schlechthin“ sei. Die haben aufgeheult! Und überall war man sicher: Jetzt haben sie den Schnellschwätzer vom Rhein wegen „unlauteren Wettbewerbs“ am Wickel! Doch nichts ist passiert! Und man hörte die Henkels und Unilevers nur kleinlaut sagen: Lohnt nicht! Der ist sowieso schon beim „kleine Evangelium“, was unter Kölner Fußball-Fans heißt, dass das „Spiel hinterm Dom“ bald abgepfiffen wird. Beim hinterhältigen Grinsen von Meisner wussten die Waschmittel-Produzenten natürlich intuitiv: Der wirft uns raus und dann können wir uns die kirchliche Beerdigung abschminken! Habt ihr mitbekommen, wie der Meisner dieser Tage den Franziskus wegen seiner „Interview-Verkündigung“ offen kritisierte?! Weil da angeblich Fragen offen blieben, hat er gemeint, und weil die für die Unkundigen, d.h. für „theologische Tiefflieger“ wie dich und mich „ausformuliert“ werden müssten. Findest du nicht auch,

dass der Meisner und der Mueller mit dem „ausformulieren“ erst mal bei sich selbst anfangen sollten?! Ja, und interessanter wäre da doch allemal, was die vor einem Jahr von Mueller beauftragten Exegeten bis jetzt übers Thema „Gewalt in der Bibel“ so „ausformuliert“ haben oder was da noch alles in puncto „Gewalt“ kirchenintern ausformuliert und vor allem abgestellt werden muss!

Niemand verlangt dabei Maßnahmen wie im frühen 14. Jahrhundert (lange vor Muellers Zeit!), als der Bischof von Regensburg Leute köpfen ließ, die für Kreuzzüge warben!

Nebenbei: war doch nett wie der Mueller den Papst zu sich zum Mittagessen einlud und wie seine bayerischen Köchinnen Huberta und Helgardis dem Franziskus nach diesen ganzen urigen Mengen „Schnitzel und Kartoffelsalat“ ein akzentfreies „I kann nimma“ beibrachten. Da muss der Argentinier demnächst schon nicht mehr lange nach den geeigneten Worten suchen, wenn er die irgendwann vielleicht doch unvermeidliche Frage zu beantworten hat, ob er die Amtsführung Muellers weiter mitverantworten kann oder nicht!

Jetzt, wo ihr in Rauschheim vermutlich bereits die letzten Vorbereitungen für eure Wallfahrt zur Heiligsprechung von Johannes Paul II. und Johannes XXIII. trefft, sei noch erwähnt, dass die Polen mächtig sauer waren, dass Papst Franziskus dem Johannes XXIII. das zweite Wunder „schenkte“ und damit indirekt zu verstehen gab, dass er den dicken Italiener für den ausgereifteren Heiligen hält! In der Heimat des Wojtila nannten sie´s eine Unverschämtheit, dass der Roncalli-Papst keinen „doppelten Nachweis“ liefern musste!

Ansonsten müssen wir vor den Polen echt den Hut ziehen. Unglaublich die Geistesgegenwart vom Stanislaw Dziwisz, dem Ex-Privatsekretär von Johannes Paul II. und

---

heutigen Erzbischof von Krakau: als die Ärzte kurz vor dem Tod seines Landsmannes selbigen einem chirurgischen Eingriff unterzogen, hat er vier Ampullen Wojtila-Blut auf die Seite geschafft. Heute schlägt dem Dziwisz weltweit eine riesige Welle der Sympathie und der Dankbarkeit entgegen, weil´s ohne ihn keine Blut-Reliquien des Polen-Papstes gäbe. Ob´s beim Wojtila-Blut auch so was wie ein „Januarius-Wunder“ geben wird, ist abzuwarten. Ich selbst halte es für möglich – und zwar dürfte das Blut vom Heiligen JP II. immer dann in Wallung geraten, wenn unserem Freund oben im Himmel ein Altkommunist über den Weg läuft, der vom lieben Gott (gegen alle Normen des gängigen Kirchenrechts!) begnadigt wurde! Europa dürfte sich dann wieder in eine Region endloser Pilgerströme verwandeln!

Das letzte Gerücht: weil einer der Vorstände des Zentralkomitees der deutschen Katholiken den Mueller einen „fal-

schen Fufziger“ genannt haben soll, wird dieser dem Katholikentag in Regensburg demonstrativ fernbleiben. Sensationell! Ende Mai werden wir dann definitiv wissen, ob sich die Gegner Muellers mal wieder zu früh gefreut haben.

Ich grüße dich, lieber Joseph, zusammen mit allen übrigen Kämpfern in St. Korbini-an und (heute ausnahmsweise) auch den evangelischen Apotheker, Dein Horst!

P.S.: Die allerletzte Meldung über den Kölner Kardinal. In einer seiner Abschiedsreden hat der Meisner Joki vor den frommen Frauen und Männern des Neokatechumenats, die im Schnitt zehn Kinder in die Welt setzen, noch einmal kräftig vom Leder gezogen: „Ich sage immer, eine Familie von euch ersetzt mir drei muslimische Familien.“ Eine klare Rechnung, aber sie ging nicht auf. Die aufmüpfigen Muslime haben seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal, die dreifache Geringerschätzung ihrer Ehen übel genommen. Jetzt zieht er den Schwanz ein: „Ich wollte doch nur die Neokatechumenen loben“. So fest in seiner Überzeugung und gesinnungstreu, wie ich immer gemeint habe, ist er doch nicht. Also kann er dann auch abtreten.

*(Horst Hohmann ist katholischer Journalist, ein Freund von Joseph Bier und lebt mit seiner Familie in Curitiba/Brasilien)*

\*\*\*